



Leseprobe

John Lanchester
Kapital
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 14. April 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Zum Buch

Alle Bewohner der Pepys Road suchen nach ihrem Glück: Roger Yount ist ein erfolgreicher Banker – mit zwei Kindern und einer verwöhnten Ehefrau. Dass er nicht die erwartete eine Million Pfund Jahresprämie erhält, stürzt die Familie in eine Krise. Nebenan zieht die senegalesische Fußballhoffnung Freddy Kamo mit seinem Vater ein – wird ihm der internationale Durchbruch in einem Premier-League-Club gelingen? Petunia Howe lebte schon in der Pepys Road, als diese noch eine einfache Arbeiterstraße war. Pakistanische Kioskbesitzer stehen unter Terrorverdacht, die nigerianische Politesse ohne Arbeitserlaubnis schreibt Strafzettel und der polnische Handwerker Zbigniew liebt die Frauen, und die Frauen lieben ihn. An einem ganz normalen Tag liegt bei allen stolzen Eigenheimbesitzern dieser Straße eine merkwürdige Nachricht im Briefkasten: »Wir wollen, was ihr habt.« Ein Roman voller Mitgefühl, Humor und Protagonisten, die man nicht mehr missen möchte.

Zum Autor

JOHN LANCHESTER, geboren 1962 in Hamburg, wuchs im Fernen Osten auf und war nach seiner Ausbildung in England als Lektor beim Verlag Penguin Books tätig, ehe er Redakteur der »London Review of Books« wurde. Daneben war er für zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften wie *Granta* und *The New Yorker* tätig sowie als Restaurantkritiker für *The Observer* und Kolumnist für *The Daily Telegraph*. 2013 erschien bei Klett-Cotta auch sein vielbeachteter Bestseller *Warum jeder jedem etwas schuldet und keiner jemals etwas zurückzahlt: Die bizarre Geschichte der Finanzen*.

Lieferbare Titel

978-3-453-42408-1 – Die Mauer

John Lanchester

KAPITAL

Roman

Aus dem Englischen
von Dorothee Merkel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

PROLOG

Im Morgengrauen eines Spätsommertags ging ein Mann in einem Kapuzenshirt langsam und leise durch eine ganz normal wirkende Straße im Süden Londons. Er war mit irgendetwas beschäftigt, aber ein zufälliger Beobachter hätte nur schwer erraten können, womit. Manchmal ging er näher an eines der Häuser heran, manchmal trat er ein paar Schritte zurück. Mal schaute er nach unten, dann wieder nach oben. Besagter zufälliger Beobachter hätte aus der Nähe allerdings erkennen können, dass der junge Mann eine kleine Videokamera in der Hand hielt. Aber es gab keinen solchen Beobachter. Niemand sah den jungen Mann, die Straße war leer. Sogar die Frühaufsteher schliefen noch. Es war auch nicht einer der Tage, an denen die Milch geliefert wurde oder die Müllabfuhr kam. Vielleicht wusste der junge Mann das und es war kein Zufall, dass er die Häuser genau zu diesem Zeitpunkt filmte.

Der Name der Straße war Pepys Road. Sie sah nicht anders aus als viele andere Straßen in diesem Teil Londons. Die meisten Häuser in ihr waren zur gleichen Zeit entstanden. Ein Immobilienunternehmer hatte sie während des Aufschwungs gebaut, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf die Abschaffung der Backsteinsteuer folgte. Der Architekt aus Cornwall und die irischen Bauarbeiter, die damals von der Firma beauftragt worden waren, brauchten zum Errichten der Häuser ungefähr achtzehn Monate. Jedes von ihnen hatte drei Stockwerke und unterschied sich auf bestimmte

Weise von seinen Nachbarn, denn der Architekt und seine Bauarbeiter hatten winzige Variationen eingefügt. Bei manchen war es die Form der Fenster oder der Schornsteine, bei anderen betraf es die Details im Mauerwerk. In einem architektonischen Reiseführer der Gegend heißt es: »Sobald man dieses Phänomen bemerkt hat, beginnt man unweigerlich, die Gebäude näher zu betrachten und nach den kleinen Unterschieden zu suchen.« Vier von den Häusern in der Straße waren doppelt so breit wie die anderen und boten dementsprechend mehr Platz. Und weil Platz immer unbezahlbarer wurde, waren diese Häuser ungefähr dreimal so viel wert wie ihre kleineren Nachbarn. Es waren jene größeren, teureren Häuser, an denen der junge Mann mit der Kamera besonderes Interesse zu haben schien.

Die Gebäude in der Pepys Road waren für eine ganz bestimmte Klientel errichtet worden: Familien aus der unteren Mittelschicht, denen es nichts ausmachte, in einem weniger modischen Stadtteil zu wohnen, wenn sie dafür ihr eigenes Reihenhaus besitzen konnten – groß genug, um auch Dienstboten darin unterzubringen. In den ersten Jahren nach ihrer Fertigstellung wohnten dort nicht etwa Rechtsanwälte, Notare oder Doktoren, sondern deren Angestellte: angesehene, ehrgeizige Leute, die nicht mehr jeden Penny einzeln umdrehen mussten. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte vollzog sich in der Straße ein fortwährender demografischer Wandel, sowohl was das Alter der Einwohner als auch was deren Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsschicht betraf. Es hing ganz davon ab, wie beliebt sie gerade bei aufstrebenden jungen Familien war oder welche Anziehungskraft die Gegend zur jeweiligen Zeit ausübte. Im Zweiten Weltkrieg wurde auch dieser Teil der Stadt Opfer von Bombar-

dierungen, aber die Pepys Road blieb unversehrt, bis 1944 eine V2-Rakete einschlug und zwei Häuser in der Mitte der Straße zerstörte. Jahrelang blieb die Lücke offen, wie ein Paar fehlender Schneidezähne, bis schließlich in den fünfziger Jahren neue Häuser gebaut wurden, die mit ihren Balkonen und Terrassentüren aus Glas inmitten all der viktorianischen Architektur sehr seltsam wirkten. Damals waren vier Häuser der Straße von Familien bewohnt, die erst vor Kurzem aus der Karibik gekommen waren; die Väter arbeiteten alle für London Transport. Ein kleines, unregelmäßiges, grasbewachsenes Grundstück am Ende der Straße, das seit der Zerstörung des vorherigen Gebäudes im Zweiten Weltkrieg leer gestanden hatte, wurde 1960 zubetoniert, und es entstand ein zweigeschossiger Eckladen mit zwei Räumen auf jeder Etage.

Es wäre schwierig zu sagen, wann genau die Pepys Road auf der Preisleiter nach oben zu klettern begann. Die übliche Antwort wäre vielleicht, dass es zur gleichen Zeit geschah, als in ganz Großbritannien der Lebensstandard zu steigen begann. Mit dem Beginn der Thatcher-Jahre befreite sich die Wirtschaft aus dem unansehnlichen Kokon, in dem sie während der späten Siebziger eingespinnen war, und verwandelte sich in einen grellbunten Schmetterling. Es folgte eine langjährige Hochkonjunktur. Aber die Leute, die in der Straße wohnten, empfanden das ein bisschen anders – nicht zuletzt deswegen, weil sich auch mit ihnen ein Wandel vollzogen hatte. Während die Immobilienpreise langsam stiegen, verkauften die Angehörigen der Arbeiterklasse ihre Häuser und zogen fort, meistens in größere Häuser in ruhigeren Lagen, wo ihre Nachbarn so waren wie sie. Die Bewohner, die neu in die Straße zogen, gehörten größtenteils der

Mittelschicht an. Aber nach wie vor galt, dass die Häuser vor allem bei jungen Familien sehr beliebt waren. Die Familienväter hatten einigermaßen gut bezahlte, wenn auch nicht gerade spektakuläre Jobs, die Ehefrauen blieben zu Hause und kümmerten sich um die Kinder. Als dann die Preise weiter stiegen und die Zeiten sich änderten, zogen mehr Familien in die Gegend, bei denen beide Eltern berufstätig waren und sich andere Leute um die Kinder kümmerten.

Man begann, die Häuser nachzubessern, aber nicht so wie bisher, als einfach nur erledigt wurde, was gerade anfiel, sondern mit systematischen Umgestaltungen. Dabei folgte man dem Trend, der in den siebziger Jahren begonnen hatte und seither niemals wirklich aus der Mode gekommen war: Man durchbrach Wände und schuf offene, großflächige Räume. Zahlreiche Hausbesitzer bauten ihre Dachgeschosse aus. Als der Stadtrat in den Achtzigern einen Linksruck machte und zu einem solchen Ausbau keine Erlaubnis mehr erteilte, taten sich einige Anwohner zusammen und zogen für das Recht, ihre Häuser aufzustocken, vor Gericht. Der Musterprozess wurde zu ihren Gunsten entschieden. Sie argumentierten, dass die Häuser ursprünglich für Familien konzipiert gewesen seien und dass der Dachgeschossausbau somit ganz dem Geist der Erbauer entsprach – was durchaus stimmte. Es gab in der Straße immer jemanden, der sein Haus modernisierte, und es verging kein Tag, an dem nicht irgendwo ein Baucontainer stand. Die Laster der Bauarbeiter versperrten die Straße, andauernd hörte man es hämmern, klopfen, bohren, prasseln und dröhnen, die Transistorradios der Handwerker beschallten die Gegend, und unablässig wurden Baugerüste aufgestellt. Nach dem Crash des Immobilienmarktes 1987 ließ die Bauwut etwas nach, aber bereits zehn Jahre spä-

ter nahm sie wieder zu. Und nach vielen weiteren Jahren des Booms war es auch gegen Ende 2007 noch durchaus normal, dass zwei oder drei Häuser in der Straße gleichzeitig größeren Renovierungen unterzogen wurden. Der neueste Trend war der Einbau eines Kellergeschosses, dessen Kosten jeweils bei mindestens 100 000 £ oder mehr lagen. Aber viele von denen, die das Fundament ihres Hauses aushoben, verwiesen gerne darauf, dass der Umbau zwar einen großen Batzen Geld kostete, dem Haus aber mindestens genauso viel an Wert hinzufügte. Wenn man es also von diesem Standpunkt aus betrachtete – und weil viele der neuen Anwohner im Finanzsektor arbeiteten, war es ein sehr beliebter Standpunkt –, gab es den Kellerausbau praktisch zum Nulltarif.

All das war Teil einer einschneidenden Veränderung, die mit der Pepys Road vor sich ging. Seit es die Straße gab, war darin fast alles geschehen, was in einer Straße geschehen konnte. Zahllose Menschen verliebten und trennten sich wieder, ein junges Mädchen wurde zum ersten Mal geküsst, ein alter Mann tat seinen letzten Atemzug, ein Anwalt, der von der U-Bahn-Station nach Hause ging, schaute in den vom Wind ganz blaugefegten Himmel und hatte plötzlich das Gefühl, eine höhere Macht würde ihm Trost zusprechen, würde ihm versichern, dass es mehr als dieses Leben gab und dass das Bewusstsein mit dem Tod nicht endete. Babys starben an Diphtherie, Junkies spritzten sich auf dem Klo Heroin, junge Mütter bekamen Weinkrämpfe, weil sie sich so unendlich müde und einsam fühlten, andere planten ihre Flucht, hofften auf ihre große Chance, schauten Fernsehen, setzten ihre Küche in Brand, weil sie vergessen hatten, ihre Fritteuse auszuschalten, fielen von Leitern und sammelten alle Erfahrungen, die man im Leben so sammeln kann, Ge-

burt, Tod, Liebe, Hass, Glück, Trauer, verwickelte Gefühle und einfache Gefühle, und alle Schattierungen dazwischen.

Jetzt war die Geschichte jedoch mit einer ganz erstaunlichen und unerwarteten Wendung über die Anwohner der Pepys Road hereingebrochen. Das erste Mal seit Entstehen der Straße waren die Menschen, die in ihr lebten – nach globalen und womöglich auch lokalen Maßstäben – reich. Ihr Reichtum ergab sich einfach und allein aus der Tatsache, dass sie in der Pepys Road wohnten. Sie waren reich, weil wie durch ein Wunder alle Häuser in der Straße nun Millionen von Pfund wert waren.

Dadurch vollzog sich eine seltsame Verkehrung der Umstände. Bisher war die Pepys Road von der Art Leuten bewohnt worden, für die sie auch gebaut worden war: aufstrebende, nicht besonders wohlhabende Leute. Sie waren froh gewesen, hier leben zu können, und dass sie hier lebten, war ein Teil ihrer zielstrebigem Bemühungen, etwas Besseres aus sich zu machen und für sich selbst und ihre Familien mehr Wohlstand zu schaffen. Die Häuser selbst hatten in ihrem Leben nur einen Platz im Hintergrund eingenommen. Sie waren zwar ein wichtiger Teil des Lebens gewesen, aber eben nur die Bühne, auf der sich die Handlung abspielte, und nicht die Hauptdarsteller selbst. Jetzt aber wurden die Häuser für die Menschen, die bereits darin wohnten, so wertvoll und für die, die gerade erst einzogen, so teuer, dass die Gebäude selbst die Rolle von Hauptdarstellern übernahmen.

All das geschah zunächst nur ganz allmählich. Die durchschnittlichen Preise krochen langsam nach oben und lagen zunächst bei wenigen Hunderttausend. Als dann die Beschäftigten der Finanzwelt die Gegend für sich entdeckten, stiegen die Immobilienpreise rasant. Es wurde üblich,

den Leuten riesige Boni zu zahlen, die drei- oder viermal so hoch waren wie ihr eigentliches Jahreseinkommen und ein Vielfaches dessen betrug, was ein englischer Durchschnittsbürger verdiente. In der Immobilienwelt brach eine allgemeine Hysterie aus. Ganz plötzlich gingen die Preise so steil nach oben, als hätten sie einen eigenen Willen. Es gab einen Satz, der jahrzehntelang überall zu hören war, einen sehr englischen Satz: »Hast du gehört, was die für das Haus unten in der Straße bekommen haben?« Anfänglich hatten die erstaunlich hohen Summen, über die man sprach, nur im Bereich von einigen Zehntausend gelegen. Dann erreichten sie ein Vielfaches von zehntausend. Dann wenige Hunderttausend, dann lagen sie im oberen Hunderttausenderbereich, und mittlerweile handelte es sich um siebenstellige Summen. Es wurde ganz normal, unentwegt über Immobilienpreise zu reden. Wenn man anfang, sich zu unterhalten, dauerte es nur wenige Minuten, bis unweigerlich das Gespräch auf dieses Thema kam. Immer wenn sich Leute trafen, versuchten sie erst eine Weile, sich zu beherrschen, um dann mit Erleichterung dem Wunsch nachzugeben, genau darüber zu sprechen.

Es war wie in Texas zur Zeit des Ölräuschs, mit dem einzigen Unterschied, dass man kein Loch in den Boden bohren musste, um fossile Brennstoffe daraus hervorschießen zu lassen. Stattdessen saß man einfach nur da und schaute zu, wie der Wert des eigenen Hauses so schnell in die Höhe raste, dass einem schwindelig wurde. Sobald die Eltern zur Arbeit und die Kinder zur Schule gegangen waren, sah man tagsüber weniger Leute in der Straße, abgesehen von den Bauarbeitern. Doch andauernd wurde irgendetwas geliefert. Es schien, als wären die Häuser lebendig geworden, seit ihr

Preis gestiegen war, und als hätten sie dadurch ihre eigenen Wünsche und Begierden entwickelt. Transporter von Berry Brothers & Rudd kamen, um Wein zu liefern, zwei oder drei verschiedene Hundesitter fuhren in ihren Autos vor, es gab Blumenlieferanten, Paketboten von Amazon, Fitnesstrainer, Putzfrauen, Klempner und Yogalehrer. Sie alle näherten sich den Häusern wie Bittsteller und wurden prompt von ihnen geschluckt. Leute kamen, um die Wäsche zu waschen oder zu reinigen, es kamen FedEx- und UPS-Lieferungen, Lieferungen von Hundebetten, Druckerfarbpatronen, Gartenstühlen, Vintage-Filmpostern, DVD-Bestellungen, eBay-Schnäppchen und Impulskäufen, und von Fahrrädern aus dem Versandhandel. Es kamen Leute zu den Häusern, um zu betteln, und es kamen Leute, die etwas verkaufen wollten (warme Decken zugunsten der Obdachlosen und die besten Energiedeals für die Hausbesitzer). Geschäftsleute, Fitnesstrainer und Handwerker verschwanden im Innern der Gebäude und kamen wieder heraus, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig waren. Die Häuser waren wie Menschen geworden, noch dazu sehr reiche Menschen: Sie gaben sich herrisch und gebieterisch, und hatten ihre ganz eigenen Bedürfnisse, deren Befriedigung sie schamlos einforderten. Andauernd befanden sich Bauarbeiter in der Straße, die mit der Wartung der Häuser beschäftigt waren. Sie bauten Speicher um, reparierten Küchen, durchbrachen Wände oder fügten welche hinzu, und immer stand ein Container oder ein Baugerüst vor einem der Häuser. Der Trend, das Fundament auszuheben und Küchen, Spielzimmer oder andere Räume dort unterzubringen, führte zu endlosen Förderbändern voller Erde, die in die bereitgestellten Container geschüttet wurde. Weil das Erdreich von dem Gewicht des darüberstehenden Hau-

ses zusammengepresst worden war, dehnte es sich, einmal an der Oberfläche, auf ein fünf- oder sechsmal so großes Volumen aus. Dadurch gewann dieses Gegrabe etwas Bizarres, Düsteres, als würde die Erde anschwellen, sich übergeben, sich ihrem eigenen Aushub widersetzen. Viel zu viel Boden schien aus dem Untergrund zu kommen, so als sei es gänzlich unnatürlich, sich so tief ins Erdreich zu wühlen, um sich noch mehr Platz zu verschaffen. Als könnte man bis in alle Ewigkeit weitergraben.

Wenn man ein Haus in der Pepys Road besaß, dann war das so, als befände man sich in einem Spielkasino mit Gewinngarantie. Wohnte man bereits dort, war man reich. Wollte man dort hinziehen, musste man reich sein. Es war das erste Mal in der Geschichte, dass dies der Fall war. Großbritannien war zu einem Land von Gewinnern und Verlierern geworden, und alle Menschen in dieser Straße hatten allein durch die Tatsache, dass sie dort wohnten, gewonnen. Der junge Mann, der an diesem Sommermorgen in die Gegend gekommen war, filmte eine Straße von Gewinnern.

ERSTER TEIL

Dezember 2007

1

An einem regnerischen Tag Anfang Dezember saß eine zweiundachtzigjährige Frau in ihrem Wohnzimmer in der Pepys Road Nummer 42 und schaute durch ihre Spitzenvorhänge auf die Straße hinaus. Ihr Name war Petunia Howe, und sie wartete auf den Lieferwagen von Tesco.

Petunia war der älteste Mensch, der in der Pepys Road lebte, und sie war auch der letzte Mensch, der in der Straße geboren worden war und jetzt noch immer dort wohnte. Aber ihre Verbindung mit diesem Ort ging viel weiter zurück. Ihr Großvater hatte das Haus sozusagen vom Reißbrett weg gekauft, noch bevor es gebaut worden war. Er hatte als Rechtsanwaltsgehilfe in einer Kanzlei in Lincoln's Inn gearbeitet und war privat wie politisch sehr konservativ gewesen. Und wie bei Rechtsanwaltsgehilfen so üblich, hatte er seinen Beruf an seinen Sohn vererbt, und als der nur Töchter bekam, weiter an den Mann einer seiner Enkelinnen. Und das war Petunias Mann gewesen, der vor fünf Jahren gestorben war.

Petunia sah sich selbst nicht gerade als jemanden, der ein besonders aufregendes Leben geführt hatte. Sie war eher der Ansicht, dass es ziemlich übersichtlich und belanglos gewesen war. Immerhin hatte sie zwei Drittel der gesamten Geschichte der Pepys Road miterlebt und eine ganze Menge dabei gesehen. Sie hatte mehr bemerkt, als sie je zugeben würde, und hatte versucht, so wenig wie möglich über die Dinge zu urteilen. Sie fand, dass Albert genug Urteile für sie beide zusammen gefällt hatte. Die einzige Lücke in ihrem

Leben in der Pepys Road war entstanden, als sie Anfang des Zweiten Weltkriegs evakuiert worden war und von 1940 bis 1942 auf einem Bauernhof in Suffolk leben musste. So hatte man verhindern wollen, dass sie der Bombardierung ausgesetzt war. Das war eine Zeit, an die sie auch heute noch lieber nicht dachte, nicht etwa weil jemand grausam zu ihr gewesen wäre – der Bauer und seine Frau waren so freundlich gewesen wie möglich und wie es ihnen die ununterbrochene schwere körperliche Arbeit, aus der ihr Leben bestand, erlaubt hatte –, sondern einfach, weil sie ihre Eltern vermiss- te und sich nach dem behaglichen und vertrauten Familien- leben sehnte, wenn der Vater von der Arbeit nach Hause kam und pünktlich um sechs das Abendessen serviert wurde. Die Ironie der Geschichte war, dass sie die Bombardierung dann doch mitbekam. Es war 1944, um vier Uhr morgens, als eine V2-Rakete gerade mal zehn Häuser weiter einschlug. Petu- nia konnte sich noch gut daran erinnern, dass die Explosion weniger ein Geräusch als vielmehr eine körperliche Empfin- dung gewesen war. Sie wurde mit unwiderstehlicher Kraft aus dem Bett gestoßen, so als hätte ein neben ihr liegender Liebhaber sie nicht mehr darin dulden mögen, ohne ihr aber Übles zu wollen. Zehn Menschen starben in dieser Nacht. Die Trauerfeier, die in der großen Kirche am Park abgehalten wurde, war ganz fürchterlich. Trauerfeiern sollten eigentlich besser an regnerischen Tagen stattfinden, wenn man den Himmel nicht sehen kann. An diesem Tag aber war das Wet- ter hell, klar und frisch gewesen, und noch Monate später musste Petunia immer wieder daran denken.

Ein Lastwagen kam die Straße entlangefahren, wurde langsamer und hielt vor ihrem Haus. Der Dieselmotor war so laut, dass er die Fenster zum Klirren brachte. Vielleicht

war das endlich ihre Lieferung? Aber dann legte der Lastwagen einen anderen Gang ein und verschwand die Straße hinunter, wobei er mit zweimaligem lauten Gepolter – einmal hoch, einmal runter – über die Straßenschwellen fuhr. Die hatten eigentlich dazu dienen sollen, den Verkehr in der Straße zu reduzieren, aber ihr einziger Erfolg schien zu sein, dass es noch mehr Krach gab, und auch mehr Abgase, denn die Autos wurden vor den Schwellen langsamer und beschleunigten danach umso mehr. Seit man sie eingebaut hatte, war kein einziger Tag vergangen, an dem Albert sich nicht über sie beschwert hätte: buchstäblich kein einziger, von dem Tag an, als die Straße wieder für den Verkehr geöffnet wurde, bis zu dem Tag, an dem er ganz plötzlich starb.

Petunia hörte, wie der Lastwagen weiter unten in der Straße hielt. Eine Lieferung – wohl keine Lebensmittel, und auch nicht für sie. Das war etwas, das ihr in diesen Tagen hauptsächlich an der Straße auffiel: die Lieferungen. Sie wurden immer mehr, während die Straße immer vornehmer wurde. Und hier war sie nun und wartete selbst auf eine Lieferung. Es hatte mal einen Begriff dafür gegeben: das »Fuhrkutschergewerbe«. Sie erinnerte sich, dass ihre Mutter davon gesprochen hatte. Irgendwie dachte man dabei an Männer mit Zylinderhüten und an Pferdegespanne. Jetzt gehöre ich auch zum Fuhrkutschergewerbe, dachte Petunia. Und das in meinem Alter. Bei dem Gedanken musste sie lächeln. Die Lieferung, das waren ihre Lebensmittel, und das Ganze war eine Idee ihrer Tochter Mary gewesen, die in Essex wohnte. Petunia hatte in letzter Zeit Schwierigkeiten mit dem Einkaufen gehabt, keine großen Probleme, aber genug, um ein wenig ängstlich zu werden auf dem Weg zur Hauptstraße und zurück, vor allem, wenn sie etwas mehr zu tragen hatte. Also

hatte Mary einen Lieferservice für sie organisiert. Einmal in der Woche sollten alle großen und sperrigen Einkäufe direkt ins Haus geliefert werden, und zwar immer mittwochs zwischen zehn und zwölf. Petunia hätte es natürlich viel lieber gehabt, wenn Mary oder Marys Sohns Graham, der in London wohnte, selbst zu ihr gekommen wäre. Dann hätten sie zusammen einkaufen gehen können, aber davon war nie die Rede gewesen.

Jetzt hörte sie wieder einen Lastwagen, diesmal war es ein noch lauterer Poltern. Er fuhr vorbei, aber nicht weit, und sie hörte, wie er ein paar Meter die Straße hinunter parkte. Durch das Fenster sah sie das Firmenzeichen: Tesco! Ein Mann, der eine große Kiste trug, kam zu ihrem Vorgarten und öffnete die Gartentür geschickt mit der Hüfte. Petunia stand auf, sich vorsichtig mit beiden Armen abstützend, und hielt einen Moment lang inne, um sich zu sammeln. Dann öffnete sie die Haustür.

»Guten Morgen! Alles okay bei Ihnen? Es ist alles so, wie Sie's bestellt haben. Soll ich es nach hinten bringen? Draußen verteilt jemand Knöllchen, aber ich habe ihm gesagt, er soll das mal schön bleiben lassen.«

Der nette Tesco-Mann trug ihre Einkäufe bis in die Küche und stellte die Sachen auf den Tisch. Mit zunehmendem Alter fiel es Petunia immer mehr auf, wenn andere Leute ihre Kraft und Gesundheit demonstrierten, als wäre es nichts Besonderes. So wie jetzt dieser junge Mann, der mit solcher Leichtigkeit die schwere Kiste auf den Tisch hievte und dann jeweils vier Tüten auf einmal herausnahm. Seine Schultern und Arme wurden noch breiter, während er die Tüten hochhob. Er sah dabei riesengroß aus, wie ein Eisbär beim Bodybuilding.

Petunia war es normalerweise nicht peinlich, wenn ihre Sachen ein wenig alt wirkten, aber wegen ihrer Küche schämte sie sich schon ein bisschen. Wenn Linoleum einmal anfing, schäbig auszusehen, dann aber auch so richtig, selbst wenn es sauber war. Aber dem Tesco-Mann schien das nicht weiter aufzufallen. Er war sehr höflich. Wenn er die Sorte Angestellter gewesen wäre, denen man ein Trinkgeld gibt, dann hätte Petunia ihm ordentlich was zugesteckt, aber als Mary den Lieferservice beauftragt hatte, hatte sie ihr extra gesagt, dass man Supermarktlieferanten kein Trinkgeld gibt. Sie hatte dabei ziemlich genervt geklungen, so als würde sie ihre Mutter gut genug kennen, um zu wissen, was sie jetzt schon wieder dachte.

»Danke«, sagte Petunia. Während sie die Tür hinter ihm schloss, sah sie, dass auf der Fußmatte eine Postkarte lag. Sie bückte sich – ganz vorsichtig – und hob sie auf. Vorne auf der Karte war ein Foto ihres Hauses, Pepys Road 42. Sie drehte die Karte um. Es gab keine Unterschrift, nur eine gedruckte Nachricht. Da stand: »WIR WOLLEN WAS IHR HABT.« Darüber musste Petunia lächeln. Warum in aller Welt sollte irgendjemand das haben wollen, was sie hatte?

2

Der Besitzer des Hauses gegenüber von Petunia Howe, Pepys Road 51, befand sich an seinem Arbeitsplatz in der City. Roger Yount saß am Schreibtisch in seiner Bank, Pinker Lloyd, und rechnete. Er versuchte herauszufinden, ob sein Bonus dieses Jahr die Summe von einer Million Pfund erreichen würde.

Roger war vierzig Jahre alt. Es war ihm in seinem Leben mehr oder minder alles zugeflogen. Er war etwa eins neunzig groß – gerade klein genug, um nicht das Bedürfnis zu haben, seine Größe durch eine gebückte Haltung zu kaschieren. Es gelang ihm sogar, durch seinen hohen Wuchs eine gewisse Leichtigkeit auszustrahlen, so, als hätte die Schwerkraft beim Wachsen auf ihn weniger eingewirkt als auf andere, gewöhnlichere Leute. Die sich daraus ergebende Selbstzufriedenheit schien so wohlverdient zu sein, und er hatte offensichtlich ein so geringes Bedürfnis, den Leuten sein Glück unter die Nase zu reiben, dass sogar seine Arroganz charmant wirkte. Hinzu kam, dass Roger durchaus attraktiv war, wenn auch auf eine gewisse unpersönliche Art und Weise, und dass er über gute Manieren verfügte. Er war auf eine gute Schule (Harrow) und eine gute Universität (Durham) gegangen und hatte einen guten Job (in der Londoner Finanzwelt). Sein Timing war perfekt gewesen (kurz nach dem großen Crash und kurz bevor der Finanzsektor von all den Mathematikgenies und Glücksrittern überschwemmt wurde). Er hätte perfekt in das alte System gepasst, als die Leute noch

spät zur Arbeit kamen und früh wieder gingen und in der Zwischenzeit eine ausgedehnte Mittagspause genossen; als alles noch davon abhing, wer man war und wen man kannte und wie gut man sich anpassen konnte, und als die höchste Auszeichnung darin bestand, dazuzugehören und als ein guter Teamplayer zu gelten. Er passte aber auch hervorragend in das neue System, in dem vermeintlich alles leistungsorientiert war und in dem die Ideologie hieß: Arbeite hart, zocke hart und mache keine Gefangenen. Man musste mindestens von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends im Büro sein, es war vollkommen egal, mit welchem Akzent man sprach oder wo man herkam, solange man unter Beweis stellte, dass man der Sache gewachsen war und Geld für seinen Arbeitgeber verdienen konnte. Roger hatte einen genialen Instinkt dafür, wann es gerade passte, die Menschen im neuen Finanzsystem an das alte zu erinnern, ohne das neue System dadurch infrage zu stellen. Er schaffte es zu signalisieren, dass er problemlos mit dem alten System zurechtgekommen wäre, gleichzeitig aber das gegenwärtige System ganz wunderbar fand. Sogar seine Kleidung – exquisit gearbeitete Anzüge im Stil eines Mannes von Welt, angefertigt von einem Schneider, der sein Atelier nur wenige Meter von der Savile Row entfernt hatte – schien zu sagen, dass er verstand, worum es ging. (Bei der Auswahl hatte ihm seine Frau Arabella geholfen.) Er war ein beliebter Boss, der nie die Geduld verlor und wusste, wann man die Dinge einfach nur laufen lassen musste.

Das war ein nicht zu unterschätzendes Talent. Ein Talent, das in einem guten Jahr schon mal eine Million Pfund wert sein dürfte, sollte man meinen ... Aber es war nicht so ganz einfach für Roger, die Höhe seines Bonus auszurechnen.

Das lag daran, dass es bei seinem Arbeitgeber, einer relativ kleinen Investmentbank, zahlreiche Gesichtspunkte gab, die man in Betracht ziehen musste: die Größe des Firmenprofits im Ganzen; den Anteil, den seine Abteilung daran gehabt hatte, die für Transaktionen im Devisenmarkt zuständig war; die Frage, wie die Leistung seiner Abteilung im Vergleich mit der Konkurrenz abschnitt; und eine Reihe anderer Faktoren, von denen die meisten nicht gerade transparent waren und viele von dem subjektiven Urteil abhingen, das man über seine Leistung als Manager fällte. Es hatte ganz den Anschein, als wollte man diesen Entscheidungsprozess mit Absicht verschleiern. Verantwortlich für die Entscheidung war der Vergütungsausschuss, auch Politbüro genannt. Und das Ergebnis all dieser verschiedenen Faktoren war, dass niemand je genau wissen konnte, welche Höhe sein Bonus haben würde.

Auf Rogers Schreibtisch standen drei Computerbildschirme. Einer davon zeichnete die Aktivitäten der Abteilung in Echtzeit nach, ein zweiter war Rogers eigener PC, den er für E-Mails, Instant Messaging, Videokonferenzen und seinen Terminkalender benutzte, und ein dritter spiegelte wider, welchen Verlauf der Devisenhandel seiner Abteilung während des gesamten Jahres genommen hatte. Demzufolge hatten sie einen Gewinn von ungefähr 75 000 000 £ gemacht, bei einem Umsatz von bisher 625 000 000 £. Das war nicht schlecht, fand Roger, ohne überheblich klingen zu wollen. Wenn man sich die Zahlen so anschaute, dann wäre es nur gerecht, wenn man ihm einen Bonus von einer Million zugestehen würde. Aber es war ein seltsames Jahr am Finanzmarkt gewesen, seit dem Zusammenbruch von Northern Rock vor einigen Monaten. Im Grunde genommen hat-

te sich Northern Rock mit ihrem eigenen Geschäftsmodell selbst zerstört. Ihr Kredit war versiegt, die Bank of England hatte geschlafen, und die Börsianer waren in Panik geraten. Seitdem waren die Kredite teurer geworden, und es herrschte eine allgemeine Unruhe am Markt. Roger fand das durchaus in Ordnung, denn im Handel mit Devisen führte Unruhe zu Schwankungen, und Schwankungen führten zu Profit. Es hatte am Devisenmarkt einige ziemlich einleuchtende und relativ sichere Wetten gegen Hochzinswährungen gegeben, zum Beispiel gegen den argentinischen Peso; einige Devisenabteilungen von Konkurrenzfirmen hatten dabei höllisch abkassiert. Deswegen war die fehlende Transparenz ein Problem. Das Politbüro maß ihn womöglich an dem Gewinnergebnis irgendeines Senkrechtstarters, eines idiotischen halbwüchsigen Draufgängers, der ein paar verrückte, nicht abgesicherte Wetten abgezogen hatte. Mit einigen Zahlen konnte man eben unmöglich konkurrieren, wenn man nicht die Art von Risiko einging, die seine Bank für inakzeptabel hielt. Aber leider funktionierte das Ganze so, dass solche Risiken sofort viel akzeptabler wurden, wenn sie eine spektakuläre Geldsumme einbrachten.

Ein weiteres mögliches Problem war, dass die Bank behaupten könnte, in diesem Jahr weniger Gewinn erzielt zu haben, sodass die Boni generell unter den Erwartungen bleiben würden. Es gab tatsächlich Gerüchte, dass Pinker Lloyd einige ziemlich hohe Verluste in der Abteilung für Hypothekenanleihen hatte verkraften müssen. Und dann war da noch der weithin publik gemachte Schlag ins Kontor im Zusammenhang mit dem schweizerischen Tochterunternehmen gewesen, das in einem Übernahmekampf den Kürzeren gezogen und dessen Aktie infolgedessen einen Kurssturz

von 30 Prozent erfahren hatte. Das Politbüro könnte behaupten, »es sind harte Zeiten angebrochen«, »der Verlust muss gleichmäßig aufgeteilt werden«, »wir spenden dieses Mal alle ein wenig Blut« und (mit einem Zwinkern) »nächstes Jahr wird alles besser«. Das wäre natürlich eine ziemlich große Scheiße.

Roger rotierte in seinem Drehsessel, damit er aus dem Fenster in Richtung Canary Wharf gucken konnte. Es hatte aufgehört zu regnen, und die früh untergehende Dezember-sonne tauchte die Hochhäuser, die normalerweise so massiv und vollkommen unätherisch wirkten, einen Augenblick lang in ein klares goldenes Licht, sodass sie in Flammen zu stehen schienen. Es war halb vier, und er würde noch mindestens vier Stunden arbeiten müssen. Zu dieser Jahreszeit verließ er das Haus, bevor es hell wurde, und kam heim, lange nachdem es dunkel geworden war. Das war jedoch für Roger so selbstverständlich geworden, dass er schon lange keinen Gedanken mehr daran verschwendet hatte. Seiner Erfahrung nach waren diejenigen, die sich über die Arbeitszeiten in der City beschwerten, entweder im Begriff zu kündigen oder kurz davor, gefeuert zu werden. Er drehte sich wieder zurück, denn lieber wandte er sich dem Inneren des Gebäudes zu, wo sich das »Parkett« befand, wie es von allen genannt wurde, in Erinnerung an die alten Zeiten des Börsenparketts, wo die Börsianer schrien, kämpften und mit ihren Papieren herumfuchtelten. Man hätte sich jedoch kaum einen größeren Unterschied zu dieser Tradition vorstellen können als die Abteilung für Devisenhandel. Vierzig Angestellte saßen an ihren Bildschirmen, murmelten etwas in ihre Headsets oder zu ihren Nachbarn, schauten aber im Allgemeinen nur selten von dem stetigen Datenfluss in ih-

ren Computern auf. Rogers Büro hatte Wände aus Glas, aber es gab Jalousien, die er schließen konnte, wenn er etwas Privatsphäre brauchte. Er hatte auch ein ganz neues Spielzeug, einen Apparat, der weißes Rauschen erzeugte. Wenn man ihn einschaltete, war es unmöglich, außerhalb des Raumes etwas mitzuhören. Alle Abteilungsleiter hatten so einen Apparat. Er war echt abgefahren. Meistens jedoch zog Roger es vor, die Tür zu seinem Büro offen zu lassen, damit er etwas von der Geschäftigkeit im Nebenraum mitbekam. Er wusste aus Erfahrung, dass es gefährlich war, sich von seiner Abteilung zu isolieren. Je mehr man darüber Bescheid wusste, was unter seinen Untergebenen vor sich ging, desto weniger bestand die Gefahr böser Überraschungen.

Diese Lektion hatte er unter anderem durch die Art und Weise gelernt, wie er an seinen Job gekommen war. Er war stellvertretender Leiter genau dieser Abteilung gewesen, als die Bank plötzlich stichprobenartige Drogentests machte. Vier seiner Kollegen waren getestet worden, und alle vier waren durchgefallen. Roger war keineswegs überrascht gewesen, denn der Test fand an einem Montag statt, und er wusste nur zu gut, dass sich alle jungen Börsianer am Wochenende vollkommen zudröhnten. (Zwei von ihnen hatten Kokain genommen, einer Ecstasy, und einer hatte Gras geraucht – was Roger etwas bedenklich gefunden hatte, denn in seinen Augen war Marihuana eine Verlierer-Droge). Die vier waren streng verwarnt worden; ihr Boss aber wurde gefeuert. Roger hätte ihm sagen können, was vor sich ging, wenn er gefragt worden wäre, aber das war nicht geschehen. Der Boss hatte Roger die ganze Arbeit aufgehalst, war furchtbar arrogant und durch und durch ein Bankier der alten Schule gewesen. Deswegen hatte es Roger, der sich in

zwischenmenschlichen Beziehungen nicht die Mühe machte, auf hinterhältige oder intrigante Methoden zurückzugreifen, nicht leid getan, ihn gehen zu sehen.

Im Grunde genommen war Roger persönlich nicht unbedingte ehrgeizig. Am wichtigsten war ihm, dass das Leben nicht allzu viele Forderungen an ihn stellte. Er hatte sich unter anderem deshalb in Arabella verliebt und sie geheiratet, weil sie die Begabung hatte, das Leben vollkommen mühelos aussehen zu lassen. Das war in Rogers Augen eine nicht zu verachtende Fähigkeit.

Er wollte Erfolg haben, und er wollte, dass man sah, dass er Erfolg hatte, und vor allem wollte er seinen Millionenbonus. Er wollte 1 000 000 £, weil ihm diese Summe bisher noch niemand ausgezahlt hatte, weil er fand, dass sie ihm zustand, und weil sie ein Beweis für seinen Wert als Mann war. Aber er wollte sie auch, weil er dringend Geld brauchte. Die Summe von 1 000 000 £ war ursprünglich ein vages, nicht ganz ernst gemeintes Ziel gewesen. Sehr bald aber wurde sie zur unverzichtbaren Notwendigkeit, eine Summe, die er brauchte, um die Rechnungen zu bezahlen und seine Finanzen wieder auf ein festes Fundament zu stellen. Sein Grundgehalt von 150 000 £ reichte gerade mal als »Kleidergeld« – wie Arabella es nannte –, denn es deckte nicht einmal seine beiden Hypotheken ab. Das Haus in der Pepys Road war ein Doppelhaus und hatte 2 500 000 £ gekostet, was er damals für das oberste Ende des Immobilienmarktes gehalten hatte, auch wenn in der Zwischenzeit die Preise noch wesentlich höher gestiegen waren. Sie hatten das Dachgeschoss umgebaut, den Keller ausgehoben, alle Leitungen und Rohre neu verlegt, weil das ohnehin ein Aufwasch war, hatten die Wände im Erdgeschoss durchbrochen, einen Wintergarten

angebaut, den seitlichen Anbau erweitert und von oben bis unten alles renoviert (Joshuas Zimmer war voller Cowboy-Motive und das von Conrad voller Astronauten, obwohl er in letzter Zeit Wikinger besser zu finden schien; Arabella dachte bereits über eine Neugestaltung nach). Sie hatten zwei Badezimmer zusätzlich eingebaut und das Hauptbadezimmer erst in ein En-Suite-Bad und dann zu einem Wetroom-Bad umgemodelt, weil letztere gerade schwer in Mode waren. Dann hatten sie es wieder zu einem normalen (wenn auch sehr luxuriösen) Badezimmer zurückgebaut, weil Wetroom-Bäder irgendwie vulgär waren und weil sich die Feuchtigkeit bis ins Schlafzimmer ausbreitete und Arabella fand, dass das ihren Bronchien schadete. Roger hatte ein Büro und Arabella ein Ankleidezimmer. Die Küche war ursprünglich von Smallbone of Devizes, aber Arabella war davon bald nicht mehr so angetan gewesen und hatte stattdessen eine neue deutsche Küche bestellt, mit einer ganz erstaunlichen Dunstabzugshaube und einem riesigen amerikanischen Kühlschrank. Die Wohnung für das Kindermädchen hatte zwei separate Räume und eine eigene Küche, weil Arabella es wichtig fand, dass man das Gefühl hatte, voneinander abgetrennt zu sein, für den Fall, dass sie – wer auch immer sie sein würde – ihren Freund zu Besuch hatte. Es gab darin einen Rauchmelder, der so sensibel war, dass er losging, sobald man sich nur eine Zigarette anzündete. Letztendlich wollten sie dann aber doch kein Kindermädchen, das mit ihnen im Haus wohnte und andauernd unter ihren Füßen herumlief; und einen Untermieter zu haben war total uncool. Das machten nur Leute, die in den Siebzigern steckengeblieben waren. Also stand die Wohnung leer. Das Wohnzimmer war komplett verkabelt (mit CAT-5-Kabel natürlich, wie überall im Haus), und mit

dem Bang-&-Olufsen-System konnte man Musik im ganzen Haus hören (mit Ausnahme der Kinderzimmer). Der Fernseher hatte einen Sechzig-Zoll-Plasmabildschirm und gegenüber an der Wand hing eines von Damien Hirsts *Spot Paintings*, das Arabella in einem Jahr gekauft hatte, als Roger einen recht ordentlichen Bonus erhalten hatte. Betrachtete man den Hirst von einem ästhetischen, kunsthistorischen, inneneinrichtungsrelevanten und psychologischen Standpunkt, so kam man zu dem wohlüberlegten Schluss – fand Roger –, dass er 47 000 £ plus Mehrwertsteuer gekostet hatte. Die Möbel nicht eingerechnet, hatten die Younts, inklusive der Rechnungen des Architekten, des Gutachters und der Bauarbeiter, für die Umbauten an ihrem Haus ungefähr 650 000 £ bezahlt.

Das alte Pfarrhaus in Minchinhampton in Wiltshire war auch nicht ganz billig gewesen. Es war ein wunderschönes Gebäude aus dem Jahr 1780. Leider wurde der Eindruck von Leichtigkeit und ausgewogenen Proportionen, der durch den georgianischen Baustil entstand, etwas dadurch geschmälert, dass die Innenräume eher klein waren und die Fenster erstaunlich wenig Licht durchließen. Ihr Gebot von 900 000 £ war zunächst akzeptiert worden, dann aber wurden sie trotz mündlicher Zusage mit 975 000 £ überboten und waren daraufhin gezwungen, ihrerseits ein noch höheres Gebot einzureichen. Das Haus wurde ihnen schließlich für lockere 1 000 000 £ zugeschlagen. Die Renovierung und generelle Verschönerungsarbeiten hatten 250 000 £ verschlungen. Ein Teil davon war für den Rechtsanwalt draufgegangen, der die Rücknahme der vollkommen sinnlosen Denkmalschutzaufgaben erwirkte. Das winzige Cottage am unteren Ende des Gartens hatte ebenfalls zum Verkauf ge-

standen, und sie fanden es absolut notwendig, es dazuzukaufen, denn wenn man Freunde zu Besuch hatte, wurde das Ganze doch etwas eng. Die Verkäufer, ein schwules Pärchen, das ebenfalls zwei Häuser hatte und von dem einer ein Baugutachter war, wussten nur zu gut, dass sie die Younts in der Zange hatten, und weil die Preise überall in die Höhe schossen, hatten sie für das winzige Cottage 400 000 £ aus ihnen herausgequetscht. Wie sich dann herausstellte, mussten sie weitere 100 000 £ zur Behebung bautechnischer Probleme hinblättern.

Minchinhampton war absolut entzückend – die englische Landschaft ist eben einfach unschlagbar. Da konnte jeder nur zustimmen. Aber immer die Sommerferien dort zu verbringen war dann doch ein wenig schäbig, fand Arabella. Es war ja eigentlich eher ein Wochenendhaus. Also verreisten sie im Sommer zwei Wochen lang woandershin, nahmen ein paar Freunde mit und luden jedes zweite Jahr entweder Rogers oder Arabellas Eltern ein, um eine der zwei Wochen mit ihnen zu verbringen. Der marktübliche Preis für die Art Villa, die sie sich für ihre Ferien vorstellten, lag bei 10 000 £ die Woche. Geflogen wurde natürlich Business Class. Wozu hatte man denn schließlich Geld, fand Roger, wenn nicht dafür – gesetzt den Fall, man wäre gezwungen, es in einem Punkt zusammenzufassen, was natürlich unmöglich war, aber was, wenn doch –, dass man nie wieder mit den anderen Losern in der Billigklasse fliegen musste. In zwei guten Bonusjahren hatten sie einen Privatjet gemietet, ein Komfort, den man schwerlich wieder missen wollte, wenn man sich einmal daran gewöhnt hatte, nicht für seine Koffer anstehen zu müssen ... Oft verreisten sie auch noch ein zweites Mal im Jahr, manchmal um Weihnachten herum – aber

Gott sei Dank nicht dieses Jahr, dachte Roger –, meistens allerdings Mitte Februar oder während der Osterferien. Der genaue Zeitraum hing von den Schulferien der Westminster Under School ab, auf die Conrad ging und die geradezu fanatisch darauf achtete, dass man sein Kind nur während der offiziellen Ferien aus der Schule nahm, ein wenig zu fanatisch, wie Roger fand, da die Kinder, um die es sich handelte, gerade mal fünf Jahre alt waren, aber dafür zahlte man eben 20 000 £ Schulgeld im Jahr.

Auch andere Kosten summierten sich, wenn man einmal anfang, darüber nachzudenken. Pilar, das Kindermädchen, kostete 20 000 £ im Jahr netto – oder eher 35 000 £ brutto, wenn man die ganze verdammte Lohnsteuer dazuzählte. Sheila, das Wochenend-Kindermädchen, bekam weitere 200 £ pro Wochenende, was sich auf ungefähr 9000 £ summierte (obwohl sie sie in bar bezahlten und in den Ferien gar nicht – es sei denn, sie kam mit, was recht oft der Fall war, oder die Agentur vermittelte ihnen jemand anderen). Arabellas BMW M3 »fürs Einkaufen« hatte 55 000 £ gekostet, und der Lexus S400, das Familienauto, das eigentlich nur vom Kindermädchen benutzt wurde, um die Kinder zur Schule oder zu Spielnachmittagen zu fahren, 75 000 £. Roger hatte darüber hinaus noch einen Mercedes E500, den ihm sein Büro zur Verfügung gestellt hatte und für den er nur die Kraftfahrzeugsteuer bezahlte, die sich auf ungefähr 10 000 £ im Jahr belief. Er benutzte das Auto jedoch so gut wie nie, weil er es demonstrativ vorzog, mit der U-Bahn zu fahren. Das war einigermäßen erträglich; er musste das Haus um Viertel vor sieben verlassen und kam um acht Uhr abends wieder heim. Weitere Posten waren 2000 £ im Monat für Kleidung, ungefähr dieselbe Summe für die anfallenden Be-

triebskosten (auf beide Häuser aufgeteilt), eine Steuernachzahlung von ungefähr 250 000 £ vom letzten Jahr, Rentenbeiträge »in mindestens sechsstelliger Höhe« – wie sich sein Steuerberater ausgedrückt hatte –, 10 000 £ für ihre alljährliche Sommerparty und dann die unglaublich hohen Summen, die das Leben in London kostete – Restaurants, Schuhe, Parkgebühren, Kinokarten, Gärtner. Man hatte das Gefühl, dass das Geld jedes Mal, wenn man irgendwo hinging oder irgendetwas tat, nur so aus einem herauschmolz. Das alles machte Roger nichts aus, er war durchaus bereit, das Spiel mitzuspielen. Es bedeutete jedoch, dass er, wenn er dieses Jahr nicht einen Bonus von einer Million Pfund bekam, durchaus in Gefahr geriet, bankrott zu gehen.

3

Es war später Nachmittag. Roger saß auf einem der Sofas in seinem Büro, gegenüber hatte auf der einen Seite der Mann Platz genommen, der ihm mehr als jeder andere dabei helfen konnte, seinen Millionenbonus zu verdienen, und auf der anderen Seite der Mann, dem definitiv die wichtigste Rolle bei der Entscheidung zufiel, ob er ihn tatsächlich bekam.

Ersterer war sein Stellvertreter Mark. Er war noch nicht ganz dreißig, mehr als zehn Jahre jünger als Roger und hatte von all der Arbeit in Innenräumen und vor Computerbildschirmen eine ganz blasse Gesichtsfarbe. Mark hatte die Angewohnheit, sich ununterbrochen zu bewegen, aber so, dass man es fast nicht mitbekam. Er verlagerte sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen, fasste an seine Armbanduhr, prüfte den Inhalt seiner Hosentaschen oder machte kleine Zuckungen mit seinen Gesichtsmuskeln, als wollte er den Sitz seiner Brille korrigieren. Das Ganze hatte eine ähnliche Wirkung wie die Angewohnheit mancher Leute, in Gesprächen andauernd den Vornamen der Person zu benutzen, mit der sie sich gerade unterhielten. Man konnte das jahrelang mitmachen, ohne dass es einem auffiel, aber wenn man es einmal gemerkt hatte, war es fast unmöglich, sich davon nicht ablenken zu lassen – genauer gesagt war es fast unmöglich, nicht das Gefühl zu bekommen, dass dieses Verhalten einzig und allein darauf abzielte, einen in den Wahnsinn zu treiben. Genau das war es, was Marks ewige Zappelerei in Ro-

ger auslöste. Im Moment spielte er gerade mit seinem Montblanc-Kugelschreiber herum.

In vieler Hinsicht war Mark der perfekte Stellvertreter. Er arbeitete hart, machte nie einen Fehler, war nicht allzu offensichtlich an Rogers Job interessiert, und wenn man mal von seinem ununterbrochenen Herumgezappel absah, schien er nie aus der Fassung zu geraten. Manchmal entstand der vage Eindruck, dass er die Dinge ein bisschen zu fest unter Kontrolle hatte, und er war die Art Mensch, bei der man ein heimliches Laster vermutete. Hätte er sich als pädophil oder als Bondage-Freak herausgestellt, oder wäre unter seinen Bodendielen eine zerstückelte Leiche aufgetaucht, dann wäre Roger zwar überrascht gewesen, aber nicht *allzu* überrascht. Doch hätte es ihn eindeutig erstaunt, wenn er gewusst hätte, was Mark tatsächlich über ihn dachte und was für ein starkes und persönliches Interesse sein Stellvertreter an seinem Privatleben hatte – wo Roger wohnte, wo er zur Schule gegangen war, wie seine Kinder hießen und wann sie Geburtstag hatten, wofür seine Frau Geld ausgab und wie er seine Freizeit verbrachte. Hätte Roger das gewusst, hätte ihn das vollkommen aus der Fassung gebracht, aber er hatte davon keine Ahnung, und deshalb war das auch nicht der Grund, warum Mark Roger verunsicherte.

Es lag vielmehr daran, dass Roger zu einer Zeit zu Pinker Lloyd gekommen war, als es im Finanzgeschäft noch mehr um persönliche Beziehungen und weniger um Mathematik ging. Er war in den vergangenen Jahrzehnten erfolgreich gewesen und vorangekommen, doch es ließ sich nicht mehr leugnen, dass er mit den grundlegenden Veränderungen, die im Wesen seiner Arbeit vor sich gegangen waren, nicht in jeder Hinsicht Schritt gehalten hatte. Der Devisenhandel

basierte auf der Handhabung unendlich komplizierter mathematischer Formeln, die der Bank subtile und lukrative Positionierungsstrategien erlaubten. Im Klartext bedeutete dies, dass die Bank Wetten auf beiden Seiten eines Handelsgeschäfts gleichzeitig abschließen konnte. Solange nicht etwas vollkommen Unvorhergesehenes geschah – etwas außerhalb der Parameter und Prognosen, die in die Wetten eingebaut waren – und solange die Algorithmen stimmten, hatte man eine absolute Gewinngarantie. Es gehörte zu den Gesetzen der Branche, dass man kein Geld verdienen konnte, ohne Risiken einzugehen, aber dank der Wunder der modernen Finanzinstrumente konnte man dieses Risiko fast gänzlich ausschalten. Und natürlich tat die Bank alles nur irgend Mögliche, um sich selbst zu helfen. Ein Teil des Handels war algorithmisch, was hieß, dass seine Basis rein mathematischer Natur war und er so konfiguriert wurde, dass er von der Eigendynamik der Preisentwicklung profitierte: Wenn die Preise sich in eine bestimmte Richtung bewegten, dann war es mehr als wahrscheinlich, dass sie am nächsten Tag dasselbe tun würden. Also benutzten manche der Händler in der Abteilung eine Software, mit Hilfe derer man aus genau diesem Phänomen Profit schlagen konnte. Ein Teil der Handelsgeschäfte bestand aus dem sogenannten Flash Trading, bei dem man seinen Profit aus dem Bruchteil einer Sekunde schlug, der zwischen dem Platzieren eines Gebots an den Märkten und der tatsächlichen Auftragsausführung lag. Wieder ein anderer Teil des Handels zog seine Informationen aus Datenbanken, in denen gespeichert war, was Kunden in der Vergangenheit bezahlt hatten, und benutzte diese Daten, um in Echtzeit vorherzusagen, was sie in der Gegenwart bezahlen würden, damit die Bank ein Preisange-

bot machen konnte, das der Kunde akzeptieren würde, das aber gleichzeitig einen Gewinn für Pinker Lloyd garantierte. All das war schön und gut, und Roger konnte das Ganze im Wesentlichen sehr wohl nachvollziehen – aber das war nicht dasselbe wie die mathematischen Prinzipien selbst zu verstehen. Das ging mittlerweile weit über seine Fähigkeiten hinaus. Mark hingegen verstand diese Prinzipien. Er hatte seine Promotion in Mathematik abgebrochen, um für Pinker Lloyd zu arbeiten. Roger war nicht gerade begeistert davon, dass er einen nicht mehr ganz so sicheren Stand hatte und dass er nicht mehr in der Lage war, bis ins kleinste Detail hinein zu erklären, was genau bei den Handelsgeschäften vor sich ging, für die seine Abteilung zuständig war. Aber andererseits war auch sonst kaum jemand dazu in der Lage. Das lag einfach in der Natur der Arbeit, die derzeit am Finanzmarkt üblich war.

»Kann ich noch einen weiteren Punkt ansprechen?«, fragte Mark, während er den ersten Stapel mit Zahlenmaterial, den er mitgebracht hatte, auf den Tisch legte und eine weitere Akte in die Hand nahm. »Ich habe hier noch ein paar Vorschläge für diese Sache mit der neuen Software. Ich dachte, Sie wollten sich das vielleicht mal anschauen?«

Mark hob zum Ende seines Satzes hin die Stimme, wodurch das, was er sagte, fast zur Frage wurde, aber eben nicht ganz. Er hielt die Akte so in die Höhe, dass der dritte Mann im Raum Gelegenheit hatte, einen Blick darauf zu werfen, falls er das wollte. Dieser Mann war Rogers höchster Vorgesetzter, Lothar Billingshoffer. Lothar war fünfundvierzig Jahre alt und kam aus Deutschland. Vor ein paar Jahren hatte man ihn von Euro Paribas abgeworben. Alle Firmen haben einen gewissen Stil, was das persönliche Auftreten anbetrifft. Pinker

Lloyds Stil war ruhig und gelassen, und niemand verkörperte das so perfekt wie der deutsche Vorstandsvorsitzende. Er sah unglaublich fit und gesund aus für einen Mann, der zwölf bis vierzehn Stunden am Tag arbeitete, auch wenn er, wenn man dicht vor ihm stand, älter wirkte als von Weitem. Lothar war ein fanatischer Anhänger aller Outdoor-Sportarten, er verbrachte seine Wochenenden mit Wanderungen in den Bergen oder fuhr auf Skiern an ihnen herab, oder er hängte sich im Trapez über die Bordwand eines Segelboots. Sein Gesicht war oft von der Sonne oder vom Wind ganz rot, und seine Augen hatten vom ständigen Zusammenkneifen lauter kleine Fältchen. Lothar und Mark wirkten, wenn sie nebeneinander standen, wie eine Farbpalette für Männergesichter: Hier haben wir, was passiert, wenn man einen Orientierungslauf durch die Black Mountains macht, und hier können Sie sehen, was dabei herauskommt, wenn man nie freiwillig von seinem Computerbildschirm aufschaut.

Normalerweise war Lothar bei solchen Besprechungen nicht dabei. Dass er einfach mal bei seinen Leuten vorbeischaute, war eine neue Angewohnheit von ihm. Er hatte irgendein Buch über »dekonstruierte« Managementmethoden gelesen, aber da niemand weniger dekonstruiert war als Lothar, hatte er einen genauen Plan. Der sah so aus, dass er eine halbe Stunde pro Woche damit verbrachte, nach einem angeblichen Zufallsprinzip durch das Gebäude zu laufen, sich mit Leuten zu unterhalten und an Besprechungen teilzunehmen. So kam es auch, dass er nun »ganz zufällig« bei Rogers täglicher Besprechung mit seinem Stellvertreter anwesend war.

Man hätte meinen können, es würde Roger nervös machen, in Gegenwart Lothars über Software-Probleme zu

sprechen. Wie jeder in der Finanzwelt wusste, war alles, was mit neuer Software zu tun hat, garantiert ein absoluter Albtraum. Aber Mark trat nie mit einem Problem an Roger heran, für das er nicht entweder bereits eine Lösung oder wenigstens den Ansatz einer Lösung hatte. Seine Abteilung arbeitete mit der IT-Abteilung und einem externen Unternehmen zusammen, um ein neues, maßgeschneidertes Computerprogramm zu erstellen, das die Datenanzeige auf den Bildschirmen der Händler optimieren sollte. Im Idealfall würde ein solches Programm ein Maximum an Informationen mit einem Minimum an Datengewirr kombinieren und die größtmögliche Anpassung an die persönlichen Bedürfnisse der einzelnen Händler erlauben (denn jeder von ihnen hatte seine eigene Vorstellung davon, wie sein Bildschirm auszusehen hatte). Darüber hinaus sollte das Ganze auch noch so schnell wie möglich erfassbar sein. Roger war nicht allzu sehr an dieser Sache interessiert, aber das Gleiche konnte man eigentlich über den größten Teil seiner Arbeit sagen. Er war jedoch immer bereit dazu, in seiner umgänglichen, ausgeglichenen Art irgendeine Meinung zu vertreten. Das schien aber in diesem Fall nicht nötig zu sein. Marks Tonfall implizierte, dass er wusste, wie beschäftigt Roger war, dass es sich nicht um ein dringendes Problem handelte und es vollkommen in Ordnung wäre, wenn Roger es vorzog, auf eine neue, verbesserte Version der Software zu warten, bevor er sich dazu herabließ, einen Blick darauf zu werfen. Er ließ also deutlich durchscheinen, dass seine Frage eigentlich pro forma war. Aber sie durfte natürlich nicht zu pro forma wirken, denn dann hätte es so ausgesehen, als würde er auf Rogers Meinung nichts geben. Was selbstverständlich niemals, auf gar keinen Fall, den Tatsachen entsprach. All dies

gehörte zu den Gründen, warum Mark ein perfekter Stellvertreter war, so perfekt, dass es Roger fast unheimlich wurde. Lothar machte keine Anstalten, die Akte in die Hand zu nehmen. Einen Moment lang dachte Roger, es wäre ein gutes Beispiel für das Vertrauen, das er in seinen Stellvertreter hatte – und daher ein Beweis für seine Versiertheit im Dekonstruierten Management –, wenn er keinen Blick auf die Unterlagen werfen würde. Aber dann folgte er plötzlich einer winzigen blitzartigen Regung seines Instinkts und tat das Gegenteil.

»Schauen wir doch mal rein«, sagte Roger. Mark legte seinem Vorgesetzten ein paar Screenshots vor. Und tatsächlich, die Screenshots wirkten eine Spur chaotisch und überfüllt. Auf einem von ihnen waren acht verschiedene Diagramme zu sehen. Roger und sein Stellvertreter blickten einander an. Keiner von ihnen sah zu Lothar hinüber, der in Marks Fall der Vorgesetzte seines Vorgesetzten war.

»Nein«, sagte Roger. »Immer noch zu viel.«

Mark senkte leicht den Kopf. Weil er gleichzeitig an seinem Kuli herumspielte, wirkte das Ganze, als würde er in einer Geste der Selbsterniedrigung die Hände ringen.

»Ich lasse es zurückgehen, mit dem Hinweis, dass Sie noch nicht zufrieden waren.« Er nickte und verließ das Büro rückwärts in Richtung des Parketts.

»Gut«, sagte Lothar. Das war eines der wenigen Wörter, bei denen sein deutscher Akzent ganz schwach zum Vorschein kam.

Roger stand auf, streckte sich zu seiner vollen Größe und ging in Richtung der Tür, die Mark beim Hinausgehen hinter sich geschlossen hatte. Er öffnete die Jalousien mit einem Knopfdruck und schaute nach draußen, wo seine Kollegen in

den verschiedensten Körperhaltungen auf ihren Stühlen saßen. Manche beugten sich nah an den Bildschirm heran, andere saßen zusammengekrümmt oder nach hinten gekippt, wieder andere waren aufgestanden und gingen hin und her, während sie in ihre Headsets sprachen. Die Sonne war untergegangen, was die Lichter in dem zweiten Canary Wharf Tower noch heller erscheinen ließ. Die einzigen Leute, die aus dem Fenster schauten, telefonierten gerade; sie kauften oder verkauften. Ein paar seiner Kollegen nickten und grinsten Mark an, während er an ihnen vorbeiging. Roger erwischte sich dabei, wie er einen Augenblick lang an seine Million Pfund dachte. Dann riss er sich zusammen und wandte seine Aufmerksamkeit wieder Lothar zu.

»Das sind gute Leute da draußen«, sagte er. »Sie arbeiten hart und können trotzdem das Leben genießen. Wie Kids heutzutage halt so sind.«

»Die Zahlen sehen ziemlich gut aus«, sagte Lothar in neutralem Ton.

Ja!, dachte Roger.

4

Ahmed Kamal, dem der Laden in Hausnummer 68 am Ende der Pepys Road gehörte, wurde um 3.59 Uhr morgens wach, genau eine Minute bevor sein Wecker klingelte. Durch lange Übung war er in der Lage, seine Hand auszustrecken und den Knopf auf der Digitaluhr herunterzudrücken, ohne dabei ganz aufzuwachen. Dann rollte er wieder auf die andere Seite und schmiegte sich an seine Frau Rohinka, die noch in völligem Tiefschlaf versunken war.

Ahmed war daran gewöhnt, früh aufzuwachen. Es machte ihm nicht besonders viel aus, aber er verließ nicht gerne das Bett, wenn Rohinka so warm und das Haus so kalt war. In einer weit entfernten Vergangenheit, als sie noch keine Kinder hatten, war das Heizungssystem so eingestellt gewesen, dass es sich einschaltete, wenn er aufstand. Aber das Haus war klein. Es hatte auf jeder Etage nur zwei Räume, und das Kinderzimmer befand sich genau über der winzigen Küche. Wenn der Heizkessel anging, machte er ein Geräusch, das zwar nicht besonders laut war, aber durch irgendeine dunkle Magie der Schallleitung ihren Sohn Mohammed aus dem Schlaf riss, gerade so, als wäre ein knatterndes Motorrad vorbeigefahren. Mohammed, der achtzehn Monate alt war, weckte dann garantiert die vierjährige Fatima auf, die ihrerseits sofort ins Schlafzimmer marschiert kam und Rohinka aufweckte, sodass der Tag bereits um vier Uhr morgens auf dem besten Wege war, ein Fiasko zu werden. Die einzige Lösung war, die Heizung erst später am Morgen einzuschalten

und einfach mehr anzuziehen. Und genau das tat Ahmed. Aber bevor er aufstand, blieb er noch eine Weile im warmen Ehebett liegen und zählte langsam bis hundert.

Genau bei hundert kletterte er aus dem Bett. Das war Teil eines festgelegten Tagesablaufs. Ahmed war nämlich fest davon überzeugt, dass er keine Sekunde länger warten durfte, sonst würde er gar nicht mehr aufstehen. Dann zog er zwei Gap-T-Shirts an, eins in Medium und eins in Extra Large, ein dickes Baumwollhemd, das ihm seine Mutter aus Lahore geschickt hatte, einen Kaschmirpullover, den Rohinka ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, ein Paar Boxershorts, zwei Paar Socken, eine dicke braune Hose und schließlich noch ein Paar fingerlose Handschuhe. Rohinka lachte immer darüber, wie schäbig die Handschuhe aussahen, aber sie taten ihm gute Dienste. Vor allem bei der ersten Tagesaufgabe, die darin bestand, die Zeitungen reinzuholen, die Verpackung und das Plastikband aufzuschneiden und die Lieferungen und täglichen Schaufensterauslagen fertig zu machen. Ahmed ging langsam nach unten und vermied dabei die dritte, fünfte und achte Stufe, die alle knarrten. Er erreichte die Küche, ohne Mohammed aufzuwecken. Der Prediger in der Wimbledon-Moschee sprach manchmal von dem Dschihad gegen die kleinen Versuchungen und Faulheiten, von dem Dschihad, aufzustehen und morgens sein Gebet zu verrichten. Wenn Ahmed noch vor der Morgendämmerung unten in der Küche stand, glaubte er zu wissen, was der Imam meinte.

Er machte sich einen Tee, nahm etwas von dem Naan von gestern aus dem Brotkasten und ging nach vorne, um den Laden zu öffnen und die Zeitungen reinzuholen. Ahmed liebte seinen Laden, liebte die Überfülle, die unglaubliche Menge

an Zeug, die sich auf engstem Raum drängte, und das Gefühl der Sicherheit, das ihm das alles gab. All diese wahnwitzige Anhäufung von Druckerschwärze – *The Daily Mail*, *The Daily Telegraph*, *The Sun*, *The Times*, *Top Gear*, *The Economist*, *Women's Home Journal*, *Heat*, *Hello!*, *The Beano* und *Cosmopolitan*, die zahllosen Sorten von industriell hergestellten Süßigkeiten und Schokoladen, die gebackenen Bohnen und das weiße Brot, Marmite und Instantsuppen und die ganzen anderen ungenießbaren Sachen, die die Engländer so aßen, und die Müllbeutel, die Aluminiumfolie, Zahnpasta und Batterien (hinterm Ladentisch, wo man sie nicht stehlen konnte), die Rasierklingen, Schmerztabletten und Keine-Reklame-Aufkleber, die er erst letzte Woche ins Sortiment genommen hatte und schon zweimal hatte nachbestellen müssen, das Achtzig-Gramm-Laserdruckerpapier und die DIN-A4-Umschläge, die so beliebt geworden waren, seit man das Preissystem bei der Post umgestellt hatte, der Kühlschrank voll von Erfrischungsgetränken und der daneben voller Alkohol, die Ribena-Flaschen und das Fruchtsaftkonzentrat, der Kreditkartenautomat, das Aufladegerät für die Fahrkartenchips und die Lotterie-Annahmestelle – all das fühlte sich gemütlich und behaglich und sicher an, es war sein ureigenster Ort, und das vor allem frühmorgens, wenn er den Laden ganz für sich hatte. Das gehört mir, dachte er, das ist alles meins. Ahmed drehte die Lautstärke des CD-Spielers hinter dem Ladentisch herunter und drückte dann auf die Play-Taste. Ganz leise hörte er das Lied »My Ummah« von Sami Yusuf. Später am Tag würde er dann auf das Radio und den Sender *Capital Gold* umschalten. Nicht alle Leute mochten Sami Yusuf, aber keiner hatte etwas gegen Oldies. Und dann musste er sich auch schon zum ersten Mal an die-

sem Tag ärgern: Dieser dämliche Mistkerl Usman hatte wieder einmal sein Unwesen getrieben. Die Regale neben dem Ladentisch, wo der Alkohol stand, waren von einem Rollo verdeckt. Das Gleiche galt für den Kühlschrank, in dem Bier und Weißwein aufbewahrt wurden.

Usman war Ahmeds jüngerer Bruder, ein nicht sehr erwachsener (fand zumindest Ahmed) streitsüchtiger (fanden alle) achtundzwanzigjähriger Mann, der seine Zeit zwischen der Arbeit im Geschäft und einem Promotionsstudium in Maschinenbau aufteilte (und in Ahmeds Augen war das eher ein Studium in Führungszeichen). Entweder machte Usman gerade eine sehr fromme Phase durch, oder er tat nur so, wobei Ahmed die zweite Möglichkeit für wesentlich wahrscheinlicher hielt. Was auch immer zutraf, er machte ein Riesentheater aus seiner Abneigung gegen den Verkauf von Alkohol oder Zeitschriften mit nackten Frauen auf dem Cover. Muslime durften nicht blablabla. Als wüssten nicht alle in der Familie sehr wohl über diese Dinge Bescheid. Aber sie kannten eben auch die wirtschaftlichen Zwänge, denen sie unterworfen waren. Es gab keinen Grund dafür, das Rollo runterzulassen. Das geschah nur in den Zeiträumen, für die das Geschäft keine Lizenz besaß. Auf diese Weise signalisierten sie den Kunden, dass es im Augenblick illegal war, Alkohol zum Verkauf anzubieten; aber gestern Abend hatten sie den Laden um elf geschlossen, und ihre Lizenz erlaubte es ihnen ausdrücklich, bis elf Uhr abends Alkohol zu verkaufen. Usman hatte gestern Abend als Letzter den Laden verlassen, und sein neuester Trick bestand darin, die Rollos runterzulassen, sobald Ahmed weg war. Dann durfte man raten, ob er seine Skrupel dennoch überwunden und den Ungläubigen Alkohol verkauft hatte. Alles nur Augenwischerei.

Ahmed schloss die Eingangstür auf und hievt das untere Ende des Rollladens hoch. Das war immer der schwierigste Teil. Dann schob er den Rollladen so leise wie möglich nach oben unter die Markise. Es war ein kalter Tag, und sein Atem dampfte in alle Richtungen. Um die Ecke konnte er das Surren des elektrischen Milchwagens hören. Er musste ihn gerade verpasst haben. Ahmed zog leise schnaufend die Zeitungen ins Ladeninnere und machte die Tür wieder zu. An schlechten Tagen, wenn Rohinka mit den Kindern beschäftigt war und er den ganzen Tag im Laden zu tun hatte, war dieser kurze Moment seine einzige sportliche Betätigung.

Dann machte er sich an das Auspacken und Auslegen der Zeitungen und legte die Stapel für die drei Zeitungsausträger zurecht, die immer um kurz nach sechs kamen. Dabei schimpfte er die ganze Zeit vor sich hin. Er liebte Usman, keine Frage, aber er war unbestreitbar ein mieses kleines Arschloch. Wenn sein kostbares Gewissen es ihm nicht erlaubte, Alkohol zu verkaufen, dann sollte er das einfach klipp und klar sagen, dann hätte ihm Ahmed nämlich mal so richtig den Kopf waschen können und hätte – das war natürlich der eigentliche Grund dafür, warum Usman nicht offen Farbe bekannte – ihre Mutter in Lahore über Skype angerufen. Ha! Das wäre mal so ein richtiges Vergnügen. Ein Klassiker. Mrs Kamal würde schreien, toben und kreischen. Sie würde jeden einzelnen Fehltritt Usmans anprangern, nichts auslassen und nichts beschönigen, und dann würde sie all die wunderbaren Dinge aufzählen, die man für ihn getan hatte. Als Nächstes würde sie in grellen Farben die Kluft zwischen Usmans Schlechtigkeit und der Güte seiner Familie beschreiben und Allah anflehen, er möge ihr doch sagen, was sie getan hatte, um ein solches Schicksal zu verdienen. Sie würde

Allah bitten, dass er sie auf der Stelle töte, um ihr weitere Be-
weise einer so himmelschreienden Undankbarkeit zu erspa-
ren. Sie würde so richtig in die Luft gehen, ja geradezu die
Erdumlaufbahn verlassen. Und das wäre erst der Anfang.
Das Aufwärmprogramm sozusagen. Sie würde Usman der-
art die Meinung geigen, dass er womöglich sofort tot umfiel.
Die Welt würde erkennen, dass Pakistan seine atomaren Ab-
schreckungswaffen überhaupt nicht nötig hatte, denn es hat-
te ja bereits Mrs Kamal senior.

Was Ahmed an seinem jüngeren Bruder am meisten auf-
regte, war seine Selbstgerechtigkeit. Usman zeigte seinen
beiden Brüdern klar und deutlich, dass er sich dank seiner
neu entdeckten religiösen Skrupel für einen besseren Mus-
lim, einen besseren Menschen hielt als sie. Das war nicht
leicht zu verkraften, insbesondere deswegen, weil er es
nur durch sein Gesicht und seine Körpersprache ausdrück-
te und nicht etwa laut sagte – dann hätte man ihn wenig-
stens anbrüllen können. Dieser Gesichtsausdruck, wenn er
Zeitschriften wie *Zoo* oder *Nuts* ins Regal stellte oder einem
Kunden Wechselgeld gab, der gerade eine Flasche Wein ge-
kauft hatte! Er sah dann immer aus wie ein Rottweiler, der
auf eine Wespe gebissen hatte. Manchmal, wenn Usman am
Abend vorher gearbeitet oder wenn er die erste Schicht am
Wochenende gemacht hatte, fand Ahmed die Männermaga-
zine am hintersten Ende des Regals versteckt, hinter den
Auto- und Computerzeitschriften. Es war ganz klar, dass
es Usman gewesen war. Aber wenn Ahmed ihn darauf an-
sprach, behauptete er, die Kunden seien schuld. Es handelte
sich um ein Geschäft, man musste den Leuten eben etwas
verkaufen. Es konnte doch nicht darum gehen, möglichst
viele Leute davon zu überzeugen, dass es schlecht war, Bier

zu kaufen, nur indem man sie finster anstarrte. Usman stand hinterm Ladentisch mit hochgezogenen Schultern und seinem neuen dämlichen struppigen Bart und sah aus wie ein Terrorist auf einem Fahndungsplakat.

Und wo gerade die Rede vom finsternen Anstarren war – Ahmed hörte, wie jemand die Treppe herunterpolterte. Dem Klang der Fußstapfen nach zu urteilen und wegen der resoluten Weise, mit der beim Heruntergehen auf die Stufen eingetrampelt wurde, konnte es sich nur um Fatima handeln. Er schaute auf die Uhr: Es war sechs. Sie wachte oft um diese Uhrzeit auf. Und in der Tat, es war seine Tochter. Sie kam in den Laden und stemmte entrüstet die Hände in die Hüften.

»Papa! Papa! Wie spät ist es?«

»Es ist früh, mein Schatz, noch ganz früh am Morgen. Magst du nicht noch mal ins Bett gehen? Es ist kalt hier unten, und Papa muss arbeiten.«

»Nein, Papa, ich will frühstücken!«

»Es ist ein bisschen zu früh fürs Frühstück, mein Herzchen.«

»Ich wecke Mama auf! Sie macht mir Frühstück!«

»Nein, Schatz, lass das bitte sein.«

»Ich wecke Mohammed auf, und dann weckt der Mama auf, und dann macht sie mir Frühstück, aber Mohammed ist dann schuld, dass sie wach ist!«, erklärte Fatima.

»Okay, ich mach dir Frühstück, mein Mäuschen. Und ich mach dir sogar einen Tee!« Tee war etwas Neues für sie und deshalb etwas ganz Besonderes. Beim Teetrinken konnte sich Fatima wie eine Erwachsene fühlen. Ahmed nahm seine Tochter bei der Hand und ging mit ihr in die Küche. Dabei nahm er das letzte Paket Zeitungen mit, das für die Pepys Road vorgesehen war. Er würde es mit Adressen versehen,

und die Zeitungsjungen konnten es dann mitnehmen. Als er das Paket aufhob, sah er etwas auf dem Boden, eine Karte, die man durch den Briefschlitz geschoben haben musste, während er beschäftigt gewesen war. Irgendein Idiot, der eine Anzeige auf dem Anschlagbrett haben wollte und zu faul gewesen war, persönlich in den Laden zu kommen, oder zu blöd, um zu sehen, dass der Laden schon geöffnet war, dachte Ahmed. Aber während er immer noch Fatimas Hand hielt, schaute er die Karte genauer an und sah, dass es ein Foto seines Ladens war und auf der Rückseite die Worte »WIR WOLLEN WAS IHR HABT« standen. Ungefähr drei Sekunden lang fragte sich Ahmed, was das wohl zu bedeuten hatte, aber dann lehnte sich seine ihn immer noch an der Hand haltende Tochter im rechten Winkel nach vorne, überließ sich voll und ganz der Macht der Schwerkraft und schaffte es, ihn hinter sich her in die Küche zu ziehen.

5

Shahid Kamal ging mit schnellen Schritten die Straße hinunter. Zwischen acht Uhr morgens und sechs Uhr abends war er für eine Schicht im Familiengeschäft eingeteilt, aber er war früh dran, und es gab einiges, was er mit dieser zusätzlichen halben Stunde hätte anfangen können: Er hätte im Bett bleiben können, er hätte sich in das Café setzen können, das direkt unter seiner Wohnung lag, um ein Buch zu lesen, oder er hätte eine halbe Stunde ins Internet gehen können, um die Nachrichten zu überfliegen, seine Myspace-Seite zu checken und einen Blick in seine verschiedenen Diskussionsforen zu werfen. Stattdessen hatte er sich dazu entschieden, noch schnell eine Runde zu drehen. Vor fünf Jahren war sein Vater in Lahore ganz plötzlich an einem Herzinfarkt gestorben, gerade mal zweiundsechzig Jahre alt, und sein Bruder Ahmed fing bereits an, ein wenig wie der Vater auszusehen: müde, schlecht in Form, übergewichtig, blass. Shahid sah schon die ersten Vorzeichen, er kannte den Körpertyp der Familie. Jetzt, da er über dreißig war, musste er sich unbedingt fit halten, wenn er nicht selbst zu einem dieser zahllosen, mit Gheebutter gemästeten Südasiaten mit Kugelwampe und hohem Blutdruck werden wollte. Also ging er auf Umwegen und in möglichst zügigem Tempo zur Arbeit. Auf dem Bürgersteig war viel los, zum Großteil Leute auf dem Weg zur Arbeit, die Aktentaschen, Umhängetaschen oder Handtaschen trugen und zum Schutz vor der Kälte die Köpfe eingezogen hatten. Shahid hatte keine Tasche, er zog es vor, sich ungehindert bewegen zu können.

Kurz bevor er zur Ecke Pepys Road kam, wechselte er die Straßenseite und bog in Richtung Park ab. Er wollte nicht, dass Ahmed ihn sah. Er hätte ihn gerufen, und dann hätte er im Geschäft helfen müssen. Morgens, wenn die Leute zur Arbeit gingen, war der Kundenandrang immer besonders hoch. Er hatte noch zwanzig Minuten.

Es war kalt, aber Shahid hatte nichts gegen Kälte, solange er in Bewegung bleiben konnte. Er erreichte den Park, ging an der Kirche und dem schwarzen Brett vorbei, auf dem die Gemeinde Werbung für sich machte, und lief weiter in Richtung Musikpavillon. Hin und zurück waren das ungefähr zwanzig Minuten, also wäre er pünktlich bei der Arbeit. Aus allen Himmelsrichtungen hasteten Pendler der U-Bahn-Station entgegen, und zahlreiche Radfahrer schlängelten sich durch die Menge. Obwohl Shahid genau wie die anderen auch auf dem Weg zur Arbeit war, war er heilfroh, dass er sich nicht zu irgendeinem Bürojob schleppen musste. Shahid war der Meinung, dass alle, die während der Arbeit einen Anzug tragen mussten, innerlich jeden Tag ein ganz klein wenig starben.

Shahid war der Freigeist der Familie Kamal: ein Träumer, Idealist und Wanderer über Gottes weite Erde – oder, wie Ahmed sagen würde, eine faule Sau. Man hatte ihm einen Platz in Cambridge angeboten, um Physik zu studieren, aber er hatte die Sache vermässelt. In seinem letzten Schuljahr hatte er es fertiggebracht, keinen Finger mehr zu krümmen, und seine Abiturnote war dann einfach nicht gut genug gewesen. Er schrieb sich stattdessen an der Universität von Bristol ein, brach jedoch nach nur einem Jahr sein Studium ab, weil er sich zu einer Mission nach Tschetschenien berufen fühlte, um seinen dortigen Religionsbrüdern beizustehen. Er

war vier Monate weg. Obwohl die ganze Kamal-Familie die Sache als Witz abtat, konnte Shahid damals keineswegs darüber lachen. Tschetschenien war furchtbar gewesen, eine brutale Desillusionierung. Shahid erinnerte sich hauptsächlich daran, dass man ihn angeschrien hatte und dass er sich die ganze Zeit in einer Zone der moralischen Ambivalenz bewegt hatte, während er doch davon ausgegangen war, das helle Licht der Tugend würde ihm den Weg weisen. Es war überaus schwierig gewesen, unter all den Guten die wirklich Guten zu erkennen, und er hatte unter Kälte, Hunger und Angst gelitten, bis er sich schließlich mit Diphtherie ansteckte und man ihn auf demselben Weg aus dem Land hinausschmuggeln musste, auf dem er hineingekommen war. Die Reise dorthin war jedoch sensationell gewesen, die beste Zeit seines Lebens. Er war allein losgefahren, hatte sich in Brüssel mit einigen gleichgesinnten Idealisten zusammengetan und war dann per Anhalter und mit verschiedensten Mitfahrgelegenheiten bis zur russischen Grenze gekommen. Dort hatten sie sich einen Platz in einem Konvoi erschwandelt und waren mit ihm auf einer ebenso beängstigenden wie berausenden Fahrt mitten durch russisch besetztes Gebiet und quer durch die tschetschenischen Stellungen hinein in das von Belagerung bedrohte Land gelangt. Er hatte keine Ahnung, was er dort eigentlich wollte, allenfalls das vage Gefühl, dass seine Brüder in Gefahr waren, dass Muslime getötet wurden und niemand etwas dagegen tat, und dass es also seine Pflicht war, etwas zu unternehmen. Es gehörte zu den ungeschriebenen Gesetzen des Lebens, dass man dämliche, unausgegrenzte, idealistische Dinge tun durfte, wenn man achtzehn war. Das Beste an der ganzen Sache war das Gefühl gewesen, etwas Sinnvolles zu tun, ein gemeinsames

Ziel zu verfolgen und Teil einer Mission von höherer Bedeutung zu sein. Das hatte sie auf der Reise nach Tschetschenien zusammengeschweißt, ihn, zwei Typen aus Birmingham, einen Franzosen algerischer Herkunft namens Yakoub und drei belgische Muslime, von denen zwei zum Islam konvertiert waren. Sie alle waren von großer Zielstrebigkeit, Disziplin und dem Willen erfüllt gewesen, für eine gute Sache zu kämpfen. Er dachte fast nie an Tschetschenien, aber er dachte oft an die Reise dorthin. Shahid war sich durchaus der Ironie bewusst, dass er, der doch seine Freiheit und seinen Wahrheitsdrang über alles schätzte, sich gerade dann am wohlsten gefühlt hatte, als er ein klar definiertes Ziel vor Augen und das Gefühl gehabt hatte, seine Pflicht zu tun und Verantwortung zu übernehmen.

Seitdem hatte er nicht mehr viel gemacht, oder jedenfalls nichts, was in einem Lebenslauf etwas hermachen würde. Er verbrachte ein paar Monate damit, sich von seinem Magenvirus zu erholen. Ironischerweise konnte er danach keinen Alkohol mehr vertragen – er bekam davon sofort Durchfall. Nicht genug, dass er seine Mission, die Umma zu retten, hatte aufgeben müssen, nun war er auch noch zu lebenslanger Abstinenz verdammt. Er war zwar nie ein starker Trinker gewesen, aber zu einem Glas Cidre ab und zu hatte er nicht Nein gesagt... Sobald es ihm wieder besser ging, arbeitete er im Laden und widmete sich einer Reihe von Hobbys. Aus einigen wäre fast ein Job geworden. Eine Weile war er verrückt nach Kampfsport, erst lernte er Tai Chi, dann Wing-Chun und schließlich Karate. Mehrere Jahre lang verbrachte er jede freie Minute in irgendeinem Dojo. Er schätzte die Disziplin und die unaufdringliche Spiritualität des Kampfsports, und ebenso die Tatsache, dass Respekt und Höflichkeit darin

eine große Rolle spielten: Der Kampfsport hatte die gleiche Strenge wie eine religiöse Praxis, aber nicht diese metaphysische oder politische Überfrachtung. Außerdem lernte man dabei, wie man so richtig die Scheiße aus jemandem herausprügeln konnte. Aber sein Interesse an Karate verschwand genau in dem Moment, als er die Prüfung zum schwarzen Gürtel bestand, der Moment, in dem er mit dem Unterrichten hätte anfangen können. Etwas an der Vorstellung, Autorität über andere zu haben, ihnen zu sagen, was sie tun sollen, und sie herumzukommandieren, widerstrebte ihm. Das passte einfach nicht zu ihm.

Nach seiner Kampfsportphase interessierte sich Shahid für Computer. Es war Ende der Neunziger – das Internet feierte gerade seine ersten Siegeszüge. Er brachte sich selbst HTML bei und half anderen beim Erstellen von Websites – erst seinen Freunden, dann den Freunden von Freunden, und schließlich hatte er sein eigenes Unternehmen aufgebaut, nur durch Mundpropaganda. Damals reichte es schon, wenn man gerade mal zwei Bücher über das Programmieren gelesen hatte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Also stieg er ganz groß ins Geschäft ein und scheffelte mehr Geld als jemals zuvor oder danach in seinem Leben. Das war vielleicht genau das Problem. Irgendwo tief im Innern hatte Shahid ein Bild von sich selbst als jemandem, der auf der Suche ist, sich treiben lässt, jemandem, der keinerlei feste Bande hat; und er konnte spüren, wie das Geld – das sich in einer guten Woche schon mal auf einen vierstelligen Betrag belaufen konnte – ihn immer mehr zu fesseln begann. Shahid wusste, dass es nicht lange dauern würde, bis er auch die Art von Leben wollte, die zum Reichtum passte. An dem Tag also, an dem er einen richtigen Job angeboten bekam –

das Erstellen einer Website für den Cousin eines Freundes, der mit dem Import von Stoffen ein Riesenvermögen gemacht hatte und nun vorhatte, ein noch viel riesigeres Vermögen zu verdienen –, hörte er von einem Moment auf den anderen mit dem Programmieren auf. Jetzt verbrachte er nur noch sehr wenig Zeit im Internet, das ihm mittlerweile, wenn er darüber nachdachte, wie eine gigantische kollektive Verschwörung vorkam, bei der es nur darum ging, so viel Zeit wie möglich zu verschwenden. Selbst wenn man ihrem Intellekt einen unendlich freien Raum zur Verfügung stellte, ging es den Leuten, wie sich herausstellte, am Ende doch nur darum, Bilder von Kelly Brooks' Titten anzustarren. Shahid schrieb sich an der Birkbeck-Universität ein, studierte ein weiteres Jahr Physik, nur um dann erneut abzubrechen. Ahmed sagte daraufhin, dass er bei dieser Geschwindigkeit seinen Abschluss wohl im Jahr 2025 machen würde. Es war weniger die Arbeit selbst als vielmehr die tägliche Mühe, sich quer durch ganz London quälen zu müssen, die ihm die Bildungswut gründlich austrieb. Danach beschränkte sich Shahid darauf, Bücher zu lesen und im Laden zu arbeiten. Damit hatte er kein Problem. Er fühlte ein großes Potenzial in sich.

Shahid kam am Laden an und schaute auf die Uhr: pünktlich auf die Minute. Immer mehr Pendler hasteten vorüber, der morgendliche Ansturm wurde immer stärker. Einige machten eine schnelle Drehung, um in den Laden zu gehen, peinlich darum bemüht, den Laufrhythmus möglichst nicht zu unterbrechen und bloß nicht langsamer zu werden. Ach, die lieben Leute alle. Er folgte einem von ihnen in den Laden und sah, dass sich an der Kasse bereits eine Schlange gebildet hatte. Während er nach hinten ging, brummte er nur kurz zur Begrüßung, als Revanche dafür, dass Ahmed auch

nur kurz gebrummt hatte. Ahmed sah mal wieder so aus, als trüge er den gesamten Inhalt seines Kleiderschranks. Zusammen bedienten sie zehn Kunden, die typische morgendliche Ansammlung von Leuten, die Zeitungen oder Energydrinks kauften oder ihren Fahrkartenchip aufladen wollten. Rechts von den Regalen stand die Schlange zum Bezahlen, links die Schlange vor dem Ausgang. Dann kam eine Flaute.

»Eine Tasse Tee?«, fragte Ahmed, der ein wenig aufgetaut war. Er winkte mit seiner teigigen rechten Hand in Richtung des Wohnbereichs. Shahid nickte dankend und ging nach hinten.

Ahmed hatte keine Ahnung davon, aber Shahid war nicht ganz frei von Neid auf das Familienleben seines Bruders. Er spürte einen kleinen Stich, als er Rohinka sah, die in einem Topf auf dem Herd rührte, und Fatima, die in ihrer Schuluniform sehr sittsam und geschäftig wirkte und am Küchentisch sitzend mit einem gelben Textmarker eine Blume auf ein Blatt Papier malte. Mohammed saß in seinem Kinderstuhl, hatte einen leuchtend roten Strampelanzug an und schaute mit tiefer, andächtiger Konzentration auf seine Handflächen. Er hatte etwas an der Nase, das wie Bananenbrei aussah.

»Mohammed, sag deinem Onkel guten Tag«, sagte Rohinka.

»Nannan«, sagte Mohammed, ohne von seinen Händen aufzuschauen. Irgendetwas an ihnen nahm ihn vollkommen gefangen, es machte den Eindruck, als hätte er sie noch nie zuvor gesehen. Er fing an, die Hände nach allen Seiten zu drehen. »Anan«, fügte er hinzu.

»Was gibt's Neues?«, fragte Shahid seine Schwägerin. Rohinka hatte so etwas Zärtliches und Sinnliches an sich, dass sich Shahid sehr von ihr angezogen fühlte. Sie war so viel

umgänglicher als sein steifer Bruder, es war geradezu lächerlich. Rohinka merkte, dass er sie mochte, und mochte ihn dafür ihrerseits.

»In meinem Leben gibt es nichts Neues«, sagte Rohinka. »Warum sollte es etwas Neues geben? Wo sollte das schon herkommen?« Obwohl sie sich den Worten nach zu beklagen schien, klang ihr Tonfall glücklich. Denn Rohinka war glücklich, und daraus machte sie auch kein Geheimnis. »Und jetzt ist es Zeit für die Schule. Mohammed, wir gehen uns jetzt umziehen. Fatima, du gehst jetzt bitte aufs Klo und machst dein Geschäft. Shahid, bis später.«

Fatima hob ihre Zeichnung in die Höhe und rief: »Fertig!« Es klang stolz und leidenschaftlich, wie alles, was sie von sich gab.

»Was für eine wunderschöne Blume! Und die Zeichnung ist auch ganz wunderschön«, sagte Shahid, der in Gegenwart von Frauen ganz schüchtern wurde, mit Kindern aber mühelos flirten konnte. Fatima stemmte die Hände in die Hüften.

»Fatima!«, rief ihre Mutter warnend. Rohinka trug Mohammed nach oben, der immer noch auf seine Hände schaute. Fatima marschierte aufs Klo, und Shahid ging zurück in den Laden, um seinen mürrischen, übergewichtigen Bruder abzulösen.

6

In der Pepys Road Nummer 51 war Mrs Arabella Yount, die einmal in einem Buch gelesen hatte, dass Frauen viel besser im Multitasking seien als Männer, gerade damit beschäftigt, vier verschiedene Dinge gleichzeitig zu tun. Sie baute in ihrer winzigen Abstellkammer, die sie zu ihrer Speisekammer erklärt hatte, ein Regal auf, sie kümmerte sich um ihre zwei entzückenden Kinder Joshua und Conrad, sie kaufte Kleider im Internet, und sie feilte an dem Plan, wie sie ihrem Mann einen gehörigen Schrecken einjagen konnte.

Zwei dieser vier Aufgaben hatte Arabella an andere delegiert. Das Regal wurde von ihrem Handwerker, dem Polen Bogdan, aufgestellt, den ihr eine Freundin empfohlen und den sie sich nun einfach selbst unter den Nagel gerissen hatte. Er arbeitete doppelt so hart wie ein britischer Handwerker, war doppelt so zuverlässig und halb so teuer. Das Gleiche konnte man auch über Pilar sagen, ihr spanisches Kindermädchen, das sich um ihre beiden Söhne Conrad und Joshua kümmerte. Sie hatte Pilar über eine Agentur bekommen. Pilar war ausgebildete Erzieherin (und hatte darin sogar einen Universitätsabschluss), besaß einen gültigen Führerschein, konnte kochen, hatte nichts dagegen, sich an der Hausarbeit zu beteiligen, verstand sich ganz ausgezeichnet mit Maria, der Putzfrau, was sehr praktisch war, denn sonst hätte es an den Tagen, an denen beide gleichzeitig im Haus waren, etwas unangenehm werden können, und vor allem – und das war natürlich das Wichtigste – hatte sie eine ganz fantasti-

sche Art, mit den beiden Jungs umzugehen. Conrad und Joshua schwärmten geradezu für sie. Sie liebten die Spiele, die sie erfand, die spanischen Kinderlieder, die sie ihnen beibrachte, und ihre Bereitschaft, sich ihren Gewohnheiten anzupassen und dreimal täglich zwei verschiedene Mahlzeiten zu kochen. Die beiden hatten sich nämlich vorgenommen, niemals das Gleiche zu essen. Im Augenblick aß zum Beispiel Conrad nur dann, wenn man alles in Sojasauce ertränkte, und Joshua weigerte sich, Gemüse zu essen. Pilar war ein Genie, sie wurde mit all dem spielend fertig.

Es gab nur ein Problem, nämlich dass Pilar sie bald verlassen würde. Sie wollte nach Spanien zurückgehen, und das ausgerechnet kurz vor Weihnachten. Pilar hatte dies Arabella bereits vor sechs Wochen mitgeteilt und damit ihre dreimonatige Kündigungsfrist ganz korrekt eingehalten. In Spanien hatte sie einen Job in einem Kindergarten in Aussicht. Das neue Kindermädchen konnte erst im Januar anfangen, also mussten die Younts während der Weihnachtszeit ohne Kinderbetreuung auskommen. Als Arabella das klar wurde und sie eine Weile darüber nachdachte, hatte sie auf einmal eine vage, noch etwas unausgegrenzte Idee, die aber langsam Gestalt annahm.

Seit einiger Zeit hatte sie Probleme mit ihrem Mann. Alles, was er tat, ging ihr auf die Nerven. Es hatte mit der Geburt von Conrad angefangen, war nach dessen zweitem Geburtstag etwas besser geworden, wurde dann wieder schlimmer, als sie mit Joshua schwanger war, und noch viel schlimmer nach dessen Geburt. Jetzt war Joshua drei, und Arabella war genauso genervt von ihrem Mann wie eh und je. Es kam ihr so vor, als würde sie mit ihm einen Müdigkeitswettkampf austragen. Arabella jedenfalls fühlte sich so müde, dass sie

nicht mehr geradeaus gucken und nicht mehr richtig denken konnte. Sie war schon beim Aufwachen müde, wegen des unruhigen leichten Schlafs, der sie nun schon seit Jahren quälte, und wurde immer müder, je länger der Tag dauerte. Manchmal kam es ihr so vor, als hielte sie nur das Adrenalin auf den Beinen. Wenn aber ihr Mann von der Arbeit nach Hause kam, hatte er die Frechheit, so zu tun, als wäre er der Einzige, der sich anstrenge, als wäre er derjenige, der ein Recht hatte, nach seiner Heimkehr stöhnend die Füße hochzulegen und darüber zu reden, was für einen harten Tag er gehabt hatte! Blind! Ignorant! Er hatte ja überhaupt keine Ahnung! Die Wochenenden waren in gewisser Weise sogar noch schlimmer. Das Wochenend-Kindermädchen Sheila aus Australien war zwar sehr hilfsbereit (auch wenn sie Pilar nicht das Wasser reichen konnte – sie hatte zum Beispiel nicht einmal einen Führerschein), aber es gab immer noch wahnsinnig viel zu tun, und ihr Mann erledigte nur einen Bruchteil davon. Er kochte nicht, mal abgesehen von den wichtigtuersichen Grillabenden an den Sommerwochenenden, wo er irgendetwas auf seinem albernem kleinen Spielzeuggrill zubereitete. Er wusch keine Wäsche, bügelte nicht und fegte auch nie den Fußboden. Ganz, ganz selten spielte er mal mit seinen Kindern. Arabella machte eigentlich selbst auch nichts von all dem, jedenfalls nicht viel, aber das hieß nicht, dass sie durchs Leben ging, als würde es das alles gar nicht geben. Und es war genau diese Art, die er an sich hatte, die Dinge auszublenden, die sie zum Wahnsinn trieb.

Arabellas Idee war eigentlich sehr simpel. Sie bestand darin, einfach ohne jede Warnung abzuhauen und Roger ein paar Tage mit dem ganzen Kram allein zu lassen. Er konnte dann am eigenen Leib erfahren, wie es war, sich ganz al-

lein um die Kinder und das Haus zu kümmern. Während er das tat, würde Arabella in X sein. X war noch kein festgelegter Ort, jedenfalls noch nicht, aber Arabella hat eine ganz genaue Vorstellung von X. Es würde ein Luxushotel sein, weit weg von London, mit einem großen Wellnessbereich.

Arabella hatte durchaus nicht vor, für immer wegzugehen. Sie konnte Conrad und Joshua unmöglich im Stich lassen. Es ging einfach nur darum, ihrem Mann einen ordentlichen Schock zu versetzen. Im Idealfall den schlimmsten Schock seines Lebens. Er hatte ja keine Ahnung, *keine Ahnung*, welche Belastung die Kinder und das Haus eigentlich waren. Nicht die geringste. Diese Aktion würde ihm ordentlich die Augen öffnen. Arabella würde drei Tage lang wegfahren, ohne Vorwarnung, und während dieser Zeit würde sie jeden Kontakt vermeiden. Ihr Mann würde nicht wissen, wo sie sich aufhielt – sie könnte in Reykjavik sein oder genauso gut auf dem Mars.

Neben Arabella lag ein Stapel von ungefähr zwanzig Hotelbroschüren. Falls sie ihrem Mann aufgefallen waren – was voraussetzte, dass ihm überhaupt irgendwas auffiel –, dann hatte er wahrscheinlich angenommen, sie hätte vor, ihn wegen der Ferien zu nerven. Das würde ihm eine Lehre sein. Zusätzlich zu den Broschüren hatte sie sechs verschiedene Websites auf ihrem Computer geöffnet. Der vielversprechendste Kandidat war im Augenblick ein Hotel im New Forest, mit einem Standardangebot für zwei Personen für 4000 £. Aber noch besser sah ein anderes Angebot für 5300 £ aus, das tägliche Massagen und ein komplettes Verwöhnprogramm umfasste. Das war durchaus angemessen, fand Arabella. Die Vorstellung von Luxus, ja sogar das Wort »Luxus« hatte für sie einen sehr hohen Stellenwert. Luxus hieß per

definitionem, dass etwas viel zu teuer war, aber so erlesen und wunderbar, dass einem der Preis nichts ausmachte. Ja, der Preis wurde sogar zu einem wesentlichen Bestandteil der Sache. Die Kostspieligkeit machte den Unterschied aus zwischen den Leuten, die sich so etwas nicht leisten konnten, und den wenigen Auserlesenen, die dazu sehr wohl in der Lage waren, die aber gleichzeitig auch begriffen, wie erstrebenswert es war, einen so hohen Preis zu bezahlen. Arabella wusste, dass es reiche Menschen gab, die sich alles leisten konnten, ohne je einen Gedanken an ihr Geld zu verschwenden, aber sie sah sich selbst nicht als Teil dieser Spezies. Sie gehörte zu einer kleinen Elite von Menschen, die sich nicht nur alle Wünsche erfüllen konnten, sondern auch die Bedeutung des Geldes kannten. Das Wissen um diese Bedeutung verlieh der Dramatik der hohen Preise noch eine besondere Würze. Sie liebte teure Sachen, weil sie wusste, was deren Kostspieligkeit repräsentierte. Sie verstand alle Signifikanten.

Schwierig war es da schon eher, die richtigen Freunde zu finden. Man brauchte welche, die ähnlich dachten wie man selbst. Und die das nötige Geld dafür hatten. Zum Glück gehörte Saskia in genau diese Kategorie. Vor achtzehn Monaten hatte ihr Abschaum von Ehemann sie verlassen, aber sie hatte ihn bei der Scheidung ausgenommen wie eine Weihnachtsgans und war daher mehr als in der Lage, ihren Anteil zu bezahlen. Für diese Art von Abenteuer war sie die perfekte Wahl. Arabella klickte sich durch die Website und kam zu dem Schluss, dass dieses Angebot im New Forest der bisher eindeutig stärkste Kandidat war. Und das Hotel war noch nicht ausgebucht. Sie nahm ihr Handy vom Tisch, klappte es auf und sagte »Saskia«. Es klingelte vier Mal.

»Hallo, mein Herzchen!«, sagte Saskia, die keinen Tag jünger war als siebenunddreißig.

»Schatzi!«, sagte Arabella, die ebenfalls siebenunddreißig war. »Ich glaube, ich hab was gefunden, unten im Süden. Soll ich dir den ganzen Klimbim vorlesen oder einfach buchen?«

»Du weißt doch, meine Süße, ich habe das größte Vertrauen in dich!«

»Klasse«, sagte Arabella, die unwillkürlich aufgestanden und zu dem Spiegel in ihrem Ankleidezimmer gegangen war. Sie schaute sich oft im Spiegel an, während sie telefonierte. Falls sie gerade draußen auf der Straße war, blieb sie vor einem Schaufenster stehen, um dort ihr Spiegelbild zu konsultieren. Arabella achtete auf ihr Erscheinungsbild, wählte sorgfältig ihre Kleider aus, ließ sich regelmäßig ihre blonden Strähnen erneuern; ihre Haut hatte immer die gleiche leicht goldene Farbe, wodurch ihre Haarfarbe noch besser zur Geltung kam, und sie dachte hin und wieder sogar über eine Schönheits-OP nach. Die Angewohnheit, sich beim Telefonieren anzuschauen, hatte jedoch nichts mit Eitelkeit zu tun. Es handelte sich vielmehr um einen zeitweiligen, plötzlichen und schwindelerregenden Verlust des eigenen Ichs, der zustande kam, weil sie nicht mit einer unmittelbar anwesenden Person, sondern nur mit einer Stimme über den Äther sprach. Wenn sie mit ihrem Handy telefonierte, brauchte sie eine gelegentliche Erinnerung daran, dass sie tatsächlich immer noch da war. »Also dann buche ich das«, sagte sie und drehte ihr Gesicht von einer Seite zur anderen, während sie mit ihrem Spiegelbild Blickkontakt hielt. »Ich schicke dir dann die Einzelheiten zu. Küsschen!«

»Hab dich lieb«, sagte Saskia und legte auf.

Arabella ging zurück zu ihrem Computer und begann damit, das Buchungsformular des Hotels auszufüllen. Von unten konnte sie ganz entfernt den Klang dreier vertrauter Stimmen hören, in drei wohlbekanntem Tonfällen: Conrad beschwerte sich, Joshua versuchte ihn zu übertönen, und Pilar vermittelte zwischen den beiden. Aber es klang noch nicht so, als wäre ihre Anwesenheit erforderlich, und Arabella fiel es daher nicht schwer, das Ganze zu ignorieren. Dann aber hörte sie etwas, das ihre gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: das Öffnen und Schließen der Briefkastenklappe, und das dumpfe Poltern, mit dem ein Stapel Post auf die Fußmatte fiel. Es klang so, als wären ein paar Kataloge dabei, und Arabella liebte Kataloge. Sie öffnete die Tür ihres Ankleidezimmers und ging so leise wie möglich die Treppe hinunter. Dabei notierte sie sich in Gedanken, dass sie unbedingt Bogdan bitten musste, mal zu schauen, ob man das Knarren der Stufen nicht irgendwie beheben konnte. Kataloge! Arabella bückte sich und hob die Broschüren von zwei verschiedenen Reiseveranstaltern auf – das war für den Fall, dass sie es endlich schaffte, ihren Mann zu überreden, während der Ferien im Februar nach Kenia zu fahren. Es gab ein paar langweilig aussehende Briefe, die an ihn adressiert waren, eine Kreditkartenabrechnung für sie selbst und eine Postkarte, auf der außer ihrer Hausnummer kein Adressat stand. Ihr erster Gedanke war, dass es sich um das spontane Angebot eines Immobilienmaklers handelte. Solche Angebote kamen ungefähr zweimal in der Woche, und sie genoss es, sich darüber aufzuregen. Denn eigentlich war das ja ein Kompliment, das man ihrem Haus und seiner Attraktivität machte. Es fiel ihr auf, dass die Postkarte mit einer Briefmarke für nachrangige Beförderung frankiert war; sie kannte

niemanden, der solche Briefmarken benutzte. Auf der Rückseite stand ein gedruckter Text: »WIR WOLLEN WAS IHR HABT.« Die Vorderseite war ein Foto ihrer Haustür. Es war wahrscheinlich eine von diesen »Viralen Marketing«-Strategien. Man schickte eine zweite Karte hinterher und dann eine dritte, mit der man endlich die Absicht hinter der ganzen Sache bekanntgab. Irgendein halbkrimineller Immobilienmakler würde dann zugeben, dass er ihr Haus für sie verkaufen wolle. Arabella nahm die Kataloge und die Karte mit nach oben. Die Kataloge, um sie zu lesen, und die Karte, um sie für den Tag aufzuheben, irgendwann in der Zukunft, an dem sie sich entschließen würden, zu verkaufen und in ein größeres Haus zu ziehen.

7

Es war zehn Uhr, und Shahid stapelte gerade einen Packen nicht verkaufter Männermagazine hinter dem Ladentisch, damit sie an den Großhändler zurückgehen konnten, als die einzige Kundin im Geschäft ohnmächtig wurde. Es war eine kleine alte Dame, die eben erst hereingekommen war und sich vor den Kühlschrank mit den Milchprodukten gestellt hatte. Oder jedenfalls hatte sie dort noch vor einem Augenblick gestanden. Im nächsten Moment gab es ein dumpfes Poltern, und sie fiel einfach seitwärts zu Boden. Es war kein lautes Geräusch, aber ein sehr unnatürliches – das unverkennbare Geräusch von jemandem, der hinfällt. Er hob die Klappe im Ladentisch hoch und rannte zu ihr hinüber. Ahmed, der in der Küche gerade mit Papierkram beschäftigt war, kam ebenfalls nach vorne gelaufen.

Die alte Dame bewegte sich schon wieder etwas, sie konnte nicht lange ohnmächtig gewesen sein. Vielleicht hatte sie auch gar nicht erst das Bewusstsein verloren. Shahid glaubte nicht, sie vorher schon einmal gesehen zu haben. Aber wie alle jungen Männer war er nicht besonders aufmerksam, was alte Menschen anbetraf – in seinen Augen sahen alle über sechzig gleich aus. Ahmed schien sie jedoch zu kennen, denn als er sich bückte, um ihr zu helfen, sagte er: »Mrs Howe!«

»Es ist alles in Ordnung«, sagte die alte Dame, klang dabei aber keineswegs überzeugend. Sie machte es wie die meisten Leute, die einen Unfall hatten – sie tat so, als sei nichts passiert und als ginge es ihr wunderbar. »Machen Sie sich kei-

ne Mühe. Mir war nur einen Moment lang schwindelig. Jetzt geht's mir wieder gut. Könnte gar nicht besser sein!«

»Lassen Sie sich Zeit«, sagte Ahmed. »Bleiben Sie einen Moment sitzen.« Er hockte sich neben sie und legte den Arm um ihre Schulter, schien sich aber bei dieser Intimität ein wenig unbehaglich zu fühlen. Shahid ging wieder hinter den Ladentisch zurück. Auf dem Monitor der Überwachungskamera, der unterhalb der Kasse angebracht war, sahen Ahmed und Mrs Howe sehr seltsam aus, wie in einer Szene aus *Crime-watch*: Der pakistanische Mann saß zusammengekauert neben der weißen alten Frau, und keiner von beiden bewegte sich. In einem Film wäre einem diese Szene schnell langweilig geworden. Während der nächsten Viertelstunde saß Ahmed da und unterhielt sich mit der alten Dame, während Shahid drei Kunden bediente. Einer kaufte den *Daily Mirror*, ein zweiter lud seinen Fahrkartenchip auf, und der dritte wollte fünf Rubbellose. Es war eine seltsam stille Viertelstunde – Shahid machte einfach weiter, als sei nichts geschehen, und Ahmed hockte neben der kranken Frau wie ein Sanitäter. Ahmed war in mancher Hinsicht ein aufgeblasener Schwachkopf, aber Shahid musste zugeben, dass er auch gute Seiten hatte, wie diese hier zum Beispiel. Er wusste, wer die Frau war, und behandelte sie nicht wie ein lästiges Ärgernis, das man so schnell wie möglich aus dem Weg schaffen musste.

»Ich begleite Mrs Howe nach Hause«, sagte Ahmed und kam hinter den Ladentisch, um seine Jacke zu holen. »Sie wohnt gleich um die Ecke. Bin in fünf Minuten zurück.«

»Ich halte die Stellung«, sagte Shahid und salutierte. Ahmed schien das nicht lustig zu finden.

Er reichte Mrs Howe seinen Arm und half ihr, vom Boden aufzustehen. Alte Leute hatten nicht umsonst Angst davor

hinzufallen. Sein erster Gedanke war, als er sah, dass sie gestürzt war, dass sie sich etwas gebrochen hatte, ein Bein, oder die Hüfte, was in diesem Alter der Anfang vom Ende sein konnte. Aber sie schien zumindest körperlich unversehrt zu sein. Ahmed hob ihre Tasche auf, und die beiden gingen in Richtung Tür, während Mrs Howe sich immer noch an seinen Arm klammerte. Ahmed wusste, dass Mrs Howe in der Pepys Road wohnte, aber nicht, in welchem Haus.

»Ich wohne ungefähr in der Mitte der Straße«, sagte Petunia. Es waren ein paar hundert Meter. Bei dem Tempo, das sie gerade vorlegten, würde das eine Weile dauern. »Ich bin Ihnen von Herzen dankbar. Und es tut mir ganz schrecklich leid.«

»Nein, ich sollte *Ihnen* danken. Wenn ich Sie jetzt nicht begleiten würde, müsste ich meine Buchhaltung machen. Ich hasse Buchhaltung.«

»Ich weiß gar nicht, wie mir das passieren konnte. Plötzlich drehte sich alles, und schwupps lag ich auf dem Boden. Stellen Sie sich vor: Das ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich ohnmächtig geworden bin. Da habe ich es geschafft, zweiundachtzig zu werden, bevor mir so was zum ersten Mal passiert. Da hatten Sie wohl Pech, nicht wahr?«

»Machen Sie sich keine Gedanken«, sagte Ahmed.

Es war ein klarer und kalter Tag. Das Licht war so hell, dass sich Ahmed mit der Hand die Augen abschirmen musste, während sie die Straße überquerten. Er dachte gerade, wie dünn Mrs Howe doch war, als er merkte, wie sie zitterte, vor Kälte oder Schock oder Müdigkeit, oder ein bisschen von allem. Petunia wusste, dass er ihr Zittern spüren konnte, und sie war sich auch der Tatsache bewusst, dass sie zum ersten Mal, seit Albert gestorben war, einen anderen Mann als ihren Schwiegersohn oder Enkel berührte.

Ahmed, der immer irgendwie in Eile war und das Gefühl hatte, jeder Tag sei im Grunde genommen eine Gleichung mit zu vielen Pflichten auf der einen und zu wenig Zeit auf der anderen Seite, und dass die Liste der zu erledigenden Dinge niemals kleiner wurde, während die Zeit, die einem dafür zur Verfügung stand, stetig schrumpfte, empfand es als sehr seltsam, sich so langsam zu bewegen. Es war wie eine dieser Übungen, wo man die Leute aufforderte, rückwärts zu laufen oder mit verbundenen Augen durch ihr eigenes Haus zu gehen, damit sich die Dinge, die ihnen eigentlich vertraut waren, plötzlich ganz anders anfühlten. Er konnte nicht verhindern, dass die ersten Anzeichen einer Gereiztheit in ihm aufstiegen. Er fühlte sich oft gereizt, jeden Tag, wegen zahlloser verschiedener Dinge. Doch dann schaffte er es, sich wieder zu fangen und die Gereiztheit zu unterdrücken, indem er sich sagte, dass es sich nicht lohnte, eine gute Tat zu tun, wenn sie einen nur in schlechte Laune versetzte.

»Plötzlich drehte sich alles im Kreis«, sagte Petunia, die immer noch von ihrer ersten Ohnmacht sprach. Dann sagte sie: »Da sind wir schon«, und öffnete die Tür zum Vorgarten des Hauses Nummer 42. Das Fenster hatte eine altmodische bunte runde Bleiverglasung mit einem abstrakten Muster. Ahmed fragte sich – er konnte es sich nicht verkneifen –, wie viel das Haus wohl wert sein mochte. Wenn es keine bautechnischen Mängel hatte, dann, schätzte er, wären es wohl so um die anderthalb Millionen, egal, wie schäbig es im Innern auch sein mochte.

»Ich bin hier aufgewachsen«, sagte Petunia.

»Ich bringe Sie noch rein«, sagte Ahmed. Er half ihr ins Haus. Seine Vermutung war richtig gewesen. Der Teppichboden war sauber, aber abgenutzt, die Tapete hatte ein

scheußliches Blumenmuster, und das Telefon stand im Flur. Eine Million und sechshunderttausend. Ahmed rief sich zur Ordnung und konzentrierte sich wieder auf Mrs Howe. Sie diskutierten eine Weile, ob er ihre Tochter für sie anrufen sollte oder einen Arzt. Aber sie wollte nichts davon hören, und damit er endlich ging, musste sie ihm erlauben, ihr ab und zu die Zeitung vorbeizubringen. Sie hatte kein Abonnement, weil sie nicht jeden Tag Zeitung lesen wollte. Es stand ja zum Großteil doch nur Blödsinn drin, und warum sollte sie sich überhaupt noch auf dem Laufenden halten?

»Okay, okay«, sagte Ahmed. »Ich schreibe Ihnen nur noch meine Telefonnummer auf.« Er hatte einen Stift, aber kein Papier und durchsuchte deshalb den Papierstapel auf dem kleinen Tisch, der neben dem Telefon an der Tür stand. Er fischte sich den Werbeprospekt eines Pizzaservice heraus und schrieb die Nummer auf die Rückseite.

»Sie liegt hier neben dem Telefon«, sagte er. »Rufen Sie mich an!« Während er die anderen Prospekte wieder auf das Tischchen legte, sah er, dass Petunia ebenfalls eine Karte mit einem Foto ihres Hauses erhalten hatte.

»Wir haben heute Morgen auch so eine bekommen«, sagte er. »Wir wollen was Ihr habt.«

»Wenn Sie so alt sind wie ich, will niemand mehr das, was Sie haben«, sagte Petunia, und Ahmed lachte.

»Wir älteren Leute sollten zusammenhalten, Mrs Howe«, sagte er. Normalerweise hätte sie mit einem Scherz geantwortet, aber sie war zu gedankenverloren, hatte sich zu tief in ihr Inneres vergraben, um wirklich wahrzunehmen, was er gesagt hatte.

8

Die unbeliebteste Frau in der Pepys Road ging langsam die Straße hinunter, Angst und Schrecken verbreitend. Dafür nahm sie sich Zeit. Sie schaute von rechts nach links, sah nach vorn und zurück, und es entging ihr nicht die kleinste Kleinigkeit. Sie schien alle Zeit der Welt zu haben, aber gleichzeitig von einem starken Sendungsbewusstsein erfüllt zu sein. Sie sah nicht so aus, als wüsste sie, wie viel Angst und Schrecken sie verbreitete; aber das stimmte nicht. Sie wusste es nur zu genau.

Quentina Mkfesi, Bachelor und Master of Science (in Politikwissenschaft an der Universität von Zimbabwe, Thema der Magisterarbeit: Postkonfliktäre Lösungsmodelle in Gesellschaften mit nicht postkolonialem Hintergrund, mit besonderem Schwerpunkt auf Nordirland, Spanien und Chile), hielt Ausschau nach Nicht-Anwohnern und Besitzern von Firmenparkausweisen, die auf Anwohnerparkplätzen standen, und umgekehrt nach Anwohner- und Firmenparkausweisen, die nicht mehr gültig waren, nach Parkscheinen, deren Parkzeit abgelaufen war oder – und das lohnte sich in der Pepys Road besonders – nach Leuten, die die Parkverbotsschilder falsch verstanden und deshalb zwar einen Parkschein gelöst hatten, aber in einem Bereich parkten, der allein den Anwohnern vorbehalten war, statt in dem Bereich, der sowohl von Anwohnern als auch von Inhabern normaler Parkscheine genutzt werden konnte. Darüber hinaus achtete sie auf sorglos geparkte Autos, die die Durchfahrt versperr-

ten oder mit einem Rad auf dem Bürgersteig standen, und verteilte Strafzettel für abgelaufene Kfz-Steuerplaketten. Sie war keine unmenschliche Politesse, denn sie gab den Leuten immer eine Gnadenfrist, wenn ihr Anwohnerparkausweis abgelaufen war oder sie die Straßenbenutzungsgebühren nicht bezahlt hatten. Aber sie war gründlich. Ihre Uniform bestand aus einer dunkelgrünen Jacke mit einem blassgrünen Gurt, einer Hose mit weißer Borte und einer Schirmmütze. Darin sah sie aus, als sei sie einem Film der Marx Brothers entsprungen, in dem sie einen ruritanischen Oberst der Zollbehörde verkörpern sollte.

Die Regierung, der Stadtrat und die Firma, für die Quentina arbeitete, stritten in der Presse regelmäßig ab, dass es eine Quote für das Verteilen von Strafzetteln gab. Aber jeder wusste, dass das eine glatte Lüge war. Natürlich gab es eine Quote. Quentinas Quote war zwanzig Strafzettel am Tag. Das brachte den Behörden Einnahmen von 1200 £, gesetzt den Fall, alle Strafzettelempfänger bezahlten innerhalb der zweiwöchigen Frist. Weil das aber viele nicht taten, war die Summe meistens noch höher. Falls keinem der gelegentlichen Einsprüche stattgegeben wurde – und Quentina war so gut in ihrem Job, dass sie unter allen Beschäftigten der Verkehrsüberwachungsfirma die niedrigste Anzahl stattgegebener Einsprüche hatte –, beliefen sich die Einnahmen auf eine Summe von ungefähr 1500 £ pro Tag. Bei 250 Arbeitstagen im Jahr bedeutete das, dass Quentina dem Staat jährliche Einnahmen von 375 000 £ bescherte. Dafür bekam sie ein Jahresgehalt von 12 000 £, vier Wochen bezahlten Urlaub und keinerlei Beiträge zur Kranken- oder Rentenversicherung.

Heute versprach, ein guter Tag zu werden. Nicht etwa, weil sie bereits zehn vollkommen wasserdichte Strafzet-

tel ausgestellt hatte, und das noch vor zehn Uhr morgens – nein, das war eine leichte Übung und gehörte für eine so versierte und erfahrene Politesse wie Quentina zur Routine. Es gab einen ganz anderen Grund. Quentina und vier andere Arbeitskollegen, die ebenfalls aus Afrika stammten, spielten ein Spiel mit sehr einfachen Regeln: Es gewann immer die Person, der es gelang, dem teuersten Auto einen Strafzettel zu verpassen. Als Beweis musste man ein Foto liefern. Manchmal bestand der Gewinn darin, dass man auf einen Drink eingeladen wurde, oder man bekam 5 £ ausbezahlt, und manchmal ging es auch nur um die Ehre. Quentina hatte in letzter Zeit eine Pechsträhne gehabt. Aber jetzt schien sich das Blatt zu wenden. Quentina wusste zufällig, dass die Nummer 27 in der Pepys Road einem Rechtsanwalt gehörte, der für einen Premier-League-Fußballclub aus Westlondon arbeitete. Ab und zu mietete der Club das Haus. Es gab zwar auch clubeigene Häuser in der Nähe des Trainingsgeländes in Surrey, aber manchmal wollten die Leute lieber in der Stadt wohnen. Quentina hatte schon seit Längerem gedacht, dass dieses Haus der perfekte Ort war, um irgendwann ein sehr teures Auto ohne Anwohnerparkausweis zu erwischen. Also ging sie regelmäßig durch die Pepys Road, die ansonsten für Strafzettel kein besonders lukratives Pflaster war. Heute aber war das anders. Auf den Besucherparkplätzen stand ein Range Rover, dessen Parkschein nur noch zwanzig Minuten gültig war, und ein silberner Golf mit einer Zulassung von 2005, der innerhalb der nächsten Stunde wegfahren musste – also nichts von besonderem Interesse. Aber drei Parkplätze von dem Haus des Fußball-Rechtsanwalts entfernt stand genau das Auto, von dem Quentina immer geträumt hatte: ein Aston Martin DB7, ein richtiges

James-Bond-Auto, das mindestens 150 000 £ gekostet hatte. Die ganze Sache wurde sogar noch besser, denn der Besitzer hatte zwar einen Parkschein gelöst, stand aber in dem Bereich, in dem nur Anwohner parken durften, und nicht dort, wo sowohl Anwohner als auch Besucher zugelassen waren. Er wusste offensichtlich nicht, dass sich die Parkvorschriften in dieser Straße in letzter Zeit etwas verändert hatten, und hatte den klassischen Pepys-Road-Fehler gemacht.

Es war keine Menschenseele in der Straße, und Quentina hätte eigentlich ganz ungestört zu dem Auto gehen, den Strafzettel ausstellen und die Fotos machen können. Aber manchmal war es ratsam, etwas raffinierter vorzugehen. Quentina lief ungefähr fünfzig Meter weiter die Straße hinunter, merkte sich im Vorübergehen das Nummernschild, die Marke und das Modell und tat dann so, als würde sie ganz geistesabwesend und rein zufällig irgendwelche Daten in ihr Gerät eintippen. Die Leute kamen meistens nur dann schreiend aus dem Haus gelaufen, wenn sie sahen, dass sie direkt neben ihrem Auto stand. Der ungültige Parkschein lief erst in einer Stunde aus, also hatte sie eigentlich noch genug Zeit, bevor der Fahrer zurückkam, aber man konnte ja nie wissen. Es war immer besser, vorsichtig zu sein. Quentina druckte den Strafzettel aus und steckte ihn in einen Plastikumschlag. Jetzt wurde es ernst. Sie drehte sich um, ging rasch auf das glänzende Auto zu, das ganz offensichtlich erst vor Kurzem gewaschen worden war, hob die Scheibenwischer hoch – selbst die fühlten sich teuer an – und schob den Strafzettel darunter. Dann ging sie ein paar Schritte rückwärts, abwechselnd die Bordkante hoch- und wieder runtersteigend, um die entsprechenden Parkverbotsschilder ins Bild zu bekommen, und machte vier Digitalfotos. Das Ding war im Kasten!

Jeder hasste es, ein Knöllchen zu bekommen, genau wie jeder den ganzen Verkehr auf den Straßen hasste – von dem eigenen Auto natürlich mal abgesehen. Jeder wusste, dass der Verkehr in der Stadt vollkommen zum Erliegen kommen würde, wenn es keine Einschränkungen dafür gäbe, wo man parken konnte, und auch, dass alle Leute diese Vorschriften ohne jeden Skrupel ignorieren würden, wenn es niemanden gäbe, der für ihre Einhaltung sorgte. Aber keiner wollte, dass diese Gesetze auch für ihn persönlich galten. Quentina hatte sich schon oft anhören müssen, dass es eine Schande sei, dass die Gesetze gegen die Autofahrer die einzigen verdamnten Gesetze seien, die jemals wirklich durchgesetzt wurden, verdammt noch mal. Aber das war nicht ihr Problem, fand Quentina. Sie hatte keine Angst vor Auseinandersetzungen. Das war ihr Glück, denn es verging kein Arbeitstag, an dem es nicht mindestens einen Zusammenstoß mit irgendeinem Autofahrer gegeben hätte, dem sie gerade einen Strafzettel verpasst hatte und der sich daraufhin aufgeregt oder wütend oder hysterisch schluchzend auf sie stürzte. Manchmal warfen die Leute ihr auch rassistische Beleidigungen oder Drohungen an den Kopf oder führten sich auf wie Wahnsinnige. Es war besser für alle Beteiligten, wenn man solche hässlichen Szenen vermied. Quentina ging gut gelaunt weiter die Straße hinunter. Und weil sie gut gelaunt war und es auf die Tagesquote keinerlei Einfluss gehabt hätte, machte sie nur eine kleine Notiz, als sie in einem 2003 registrierten A-Klasse-Mercedes einen schon seit zehn Tagen abgelaufenen Anwohnerparkausweis entdeckte, und verzichtete großzügig auf ein Knöllchen. Dann verließ Quentina die Straße, um andernorts Angst und Schrecken zu verbreiten. Sie freute sich darauf, nach der Arbeit den Kollegen das Foto des Aston

